Die
Gräfin von Salisbury.

Von

Alexander Dumas.

Aus dem Französischen

von

W. L. Wesché.

Dritter Band.

Leipzig, 1849.
Verlag von Christian Ernst Kollmann.

Wien,
bei Wittenbecher, Siegel und Kollmann.
Wallnerstraße Nr. 263.



Die Gräfin von Salisbury.

Dritter Band.



I.

Werfen wir jetzt einen Blick zurück und suchen wir, wer dieser Robert von Artois war, den wir zu Anfang dieser Geschichte den Reiher, auf welchen die Gelübde abgelegt wurden, vor den König stellen sahen. Sehen wir, welches die Ursache von dem Hasse des Königs Philipp gegen ihn war, und welches andrerseits der Grund der Rache gegen seinen König war, denn Robert von Artois hat bereits eine wichtige Rolle in den vorhergegangenen Ereignissen gespielt, und wird in denen, welche folgen werden, mindestens eine eben so wichtige spielen.

Dieser Robert von Artois war der Enkel jenes Roberts I. mit dem Beinamen der Gute und der Tapfere, welcher der dritte Sohn Ludwigs des VIII. war, und seinem Vater, dem heiligen Ludwig, nach Aegypten folgte. Dieser wurde in der Schlacht von Mansourah getödtet,

die er trotz seinem, dem Könige gegebenen Versprechen, ihn zu erwarten, nachdem er über den Nil gegangen war, angefangen hatte.

Dieser Robert von Artois war, wie es scheint, ein Muster von Keuschheit, so daß er erst nach seinem Tode ein männliches Kind hatte, dieser Sohn war Robert der II., der im Jahre 1270 den zweiten Kreuzzug mitmachte, den der König zum Pair von Frankreich erhob, und der im Jahre 1302 in einem Gefechte gegen die Flamänder getödtet wurde. Seine Leiche wurde mit dreißig Lanzenstichen durchbohrt wiedergefunden. Robert II. hätte, wie sein Vater, den Beinamen der Tapfere führen können.

Sein vor ihm gestorbener Sohn hatte einen Nachkommen hinterlassen, welcher der im Jahre 1287 geborene Robert III. war. Aber Robert II. hatte, da er sich bei seinem Tode ohne männlichen Erben sah, seiner Tochter Mahaut die Grafschaft Artois hinterlassen, welche sie Otto, Grafen von Burgund, als Mitgift zubrachte.

Bei dem Tode seines Großvaters forderte Robert die Grafschaft zurück. Das war die erste Ursache dieses hundertjährigen Krieges, aus dem, wie Froissard sagt, so viele Verheerungen für das Königreich Frankreich und verschiedene andere Länder hervorgingen.

Aber im Jahre 1302 wurde ein Urtheil erlassen, durch welches Robert III. mit seinen Ansprüchen auf Artois abgewiesen, und die Gräfin von Mahaut in ihrem Erbe bestätigt wurde.

Robert war nicht der Mann, sich auf diese Weise für geschlagen zu halten. Im Jahre 1309 begann er

seine Forderungen von Neuem und verlangte ein schiedsrichterliches Urtheil, das ihm bewilligt wurde, und welches das erste Urtheil bestätigte, indem es indessen einen Rath hinzufügte, der sehr einem Befehle glich, und der in folgenden Ausdrücken abgefaßt war:

„Daß genannter Robert genannte Gräfin von „Mahaut als seine liebe Tante, und genannte Gräfin „genannten Robert als ihren lieben Neffen lieben mögte."

Das trug sich unter der Regierung Philipps IV. zu, und wie man sieht, war dieser Streit noch nicht im Begriff, zu endigen.

Philipp IV. starb und Ludwig X. bestieg den Thron.

Zwei bis drei Jahre nachher trug sich ein Ereigniß zu, das Robert die Hoffnung wiedergab; die Unterthanen der Grafschaft Artois empörten sich gegen die Gräfin von Mahaut. Wir wollen nicht behaupten, daß Robert keinen Antheil an dieser Empörung hatte, die er zu benutzen gedachte, und die ihm so wunderbarer Weise zu Hilfe zu kommen schien.

Unglücklicher Weise befand sich ein Heer zu den Befehlen Philipps des Langen, das Robert, der machtlos an Waffen war, von Neuem zwang, sich auf die Gerichte zu beschränken, und die Ansprüche des Grafen wurden ein drittes Mal abgewiesen.

Der König wollte Robert trösten und gab ihm die Herrschaft Beaumont le Roher, die zum unmittelbaren Kronlehen erhoben wurde, und durch welche er in dem Staate denselben Rang hatte, als durch den Besitz von Artois.

Robert war dem Anscheine nach getröstet, und er wartete ganz einfach ab, daß die Mitglieder des regierenden Geschlechtes alle gestorben wären, da keiner dieser Könige ihm Gerechtigkeit angedeihen lassen wollte. Robert mußte eine geheime Ahnung der Zukunft haben, denn der noch junge Philipp V. konnte noch lange Jahre leben, und hatte außerdem drei Söhne, die ohne Zweifel Anderes zu thun hatten, als die zweifelhaften Rechte Roberts zu unterstützen, von so hoher Abkunft er auch sein mogte.

Philipp V. starb indessen im Jahre 1322, und Karl der Schöne, welcher ihm folgte, starb gleichfalls im Jahre 1328, nachdem er drei Frauen geheirathet hatte, von denen nicht eine ein männliches Kind zurückließ.

Johanna von Evreux, die letzte, war sieben Monate schwanger, als der König starb. Dieser, welcher sah, daß der Moment seines Todes gekommen war, sagte zu den Großen seines Reiches, die er um sein Bett herum versammelt hatte, daß, wenn die Königin von einer Tochter entbunden würde, es an den hohen Baronen von Frankreich wäre, die Krone dem zuzuerkennen, dem sie von Rechtswegen zugehöre.

Zwei Monate nachher wurde Johanna von einer Tochter entbunden.

Die Königin Isabelle, Mutter Eduards III., Wittwe Eduards II., den sie hatte ermorden lassen, wie man im Anfange dieser Geschichte erfahren hat, meldete sich als Erbin von dem Throne Frankreichs gegen Philipp von Valois. Das, was Robert erwartete, geschah.

Die hohen Barone versammelten sich, und obgleich sie

nicht einig waren, Philipp zu erwählen, wie die Chroniken sagen, so gab sich Robert doch so viel Mühe, daß Messire Philipp erwählt wurde.

Das war ein großer Schritt für Robert. Fügen wir dem hinzu, daß er Johanna von Valois, die Schwester des Königs, geheirathet hatte, die sich nicht damit begnügte, Gräfin von Beaumont zu sein, und die versicherte, daß ihr Bruder Robert die Grafschaft Artois zurückgeben würde, wenn dieser ein rechtfertigendes Aktenstück, so klein dieses auch sein mögte, vorlegen könnte.

Unglücklicher Weise, und wir können uns dieses Ausdruckes bedienen, indem wir an das Unglück denken, welchem diese Ungerechtigkeit, oder zum Mindesten diese Gunst des neuen Königs vorgebeugt hätte, unglücklicher Weise sollte die Dankbarkeit, auf welche Robert von Seiten Philipps gerechnet hatte, ihm fehlen.

Die Gräfin Mahaut, welche nicht recht wußte, woran sie sich hinsichtlich der Entscheidung zu halten hätte, welche Philipp fassen würde, fürchtete für ihre Grafschaft, und kam in aller Eile nach Paris. Es scheint, daß zu jener Zeit die Luft der Hauptstadt denjenigen schlecht bekam, welche nicht daran gewöhnt waren, denn es war kaum einige Tage her, seit die Gräfin in Paris wohnte, als sie starb, und zwar so plötzlich, daß man nicht einmal Zeit hatte, zu erfahren, an welcher Krankheit sie gestorben wäre,

Es ging wohl ein wenig das Gerücht, daß sie vergiftet worden sei, aber dieses Gerücht verlor sich wie alle die, welche einen großen Namen compromittiren können.



Die Gräfin von Mahaut hatte indessen eine Tochter, welche Philipp den Langen geheirathet hatte, denselben, der sich an die Spitze eines Heeres gestellt hatte, um seine Schwiegermutter zu vertheidigen. Diese Tochter erbte die Rechte ihrer Mutter. Aber da hatte drei Monate nach dem Tode der Gräfin ihre nach Hause zurückgekehrte Tochter Durst, ließ ihren Mundschenk, Namens Huppin, kommen, und verlangte von ihm zu trinken. Dieser beeilte sich, seiner Gebieterin das zu bringen, was sie von ihm verlangte.

Nun aber muß man glauben, daß der Wein schlecht, oder daß die, welche Durst hatte, vorher krank war, denn kaum hatte sie getrunken, als sie von großen Schmerzen befallen wurde und plötzlich starb, indem sie das Gift durch die Ohren, den Mund, die Augen und die Nase von sich gab, und nur einen weiß und schwarz gefleckten Körper zurückließ.

Wie man sieht, diente der Zufall Robert von Artois wundervoll.

Ein neuer Umstand sollte seine Hoffnungen noch vermehren. Der Bischof von Arras war gestorben. Dieser Bischof, welcher der Rath der Gräfin Mahaut gewesen war, hatte, obgleich er Bischof war, eine Geliebte gehabt, welche eine gewisse Dame Divion war, die nach dem Tode ihres Geliebten die Erbin vielen Vermögens geworden war. Die Gräfin hatte diese Dame wegen Zurückerstattung verfolgt, und die Divion hatte sich mit ihrem Gatten, denn sie hatte einen, nach Paris geflüchtet.

Während dieser Zeit hatte Robert behauptet, daß bei

der Verheirathung Philipps von Artois vier in dem Ehevertrage stipulirte Urkunden von dem Könige bestätigt worden wären, Urkunden, welche Robert die Grafschaft Artois verliehen, und die seit dem Tode des Grafen, seines Großvaters, durch seine liebe Base Mahaut von Artois unterschlagen worden wären.

In Bezug auf dieses Anführen hatte Philipp, der bei dem Tode der Tochter der Gräfin den Herzog von Burgund, ihren Gatten, und den Bruder der Gattin des Königs, in den Genuß der Grafschaft zugelassen hatte, diese Bewilligung nur gemacht, indem er Robert das Recht vorbehielt, das zu beweisen, was er angeführt hatte.

Wenn wir bei diesen Erbstreitigkeiten verweilen, so geschieht es, weil, wie wir bereits gesagt haben, diese Streitigkeiten jenen großen Krieg entstehen ließen, dessen Resultate zu erzählen wir unternommen haben, und dessen Ursachen wir dem zu Folge klar feststellen müssen.

Wir sind der Sclave der Geschichte, und nicht unserer Laune. Außerdem bietet diese wichtige Epoche der interessanten und unerwarteten Entwickelungen genug, als daß unsere Einbildungskraft jemals gezwungen wäre, den Ereignissen zu Hilfe zu kommen, und Alles das, was Robert von Artois angeht, ist nicht das am Wenigsten Anziehende der Umstände, welche wir dem Leser vorzulegen haben.

Die Divion war also seit sehr Kurzem in Paris, als eines Abends eine unbekannte Frau zu ihr kam. — Diese Frau hatte in der Stimme zugleich den Ton des Befehles und der Entschlossenheit. Nach der Weise, wie sie

gleich beim Eintritte die Divion anredete, sah diese ein, daß sie mit einer Frau zu thun hätte, welche gewohnt war, daß man ihr gehorche, und die mit dem festen Willen zu ihr käme, das zu erlangen, was sie bei ihr zu suchen käme.

Die Divion blieb daher auch unwillkürlich stehen, als die Besucherin sich gesetzt hatte.

— Ihr habt den Bischof von Arras gekannt? sagte diese letztere zu ihr.

— Ja, antwortete die Divion, indem sie über den ungebührlichen Ton erröthete, mit welchem diese Worte ausgesprochen worden waren.

— Ihr habt viele mit seinem Siegel versehene und von ihm herrührende Papiere?

— Das ist wahr.

— Und Ihr müßt sehr erzürnt gegen diese Mahauts sein, die Euch verfolgt haben?

— Das ist wieder wahr, gnädige Frau.

— Dann seid Ihr die Frau, deren wir bedürfen.

Die Divion blickte diese Frau noch weit aufmerksamer an, welche überzeugt schien, daß sie gegen das, was sie wollte, bei der, welche sie auf diese Weise befragte, keinen Widerstand finden würde.

— Es handelt sich darum, begann die Unbekannte wieder, mir alle die Papiere zu geben, welche Euch von dem Bischofe von Arras zugekommen sind.

— Und mit welchem Rechte verlangt ihr sie, gnädige Frau? wagte die Divion zu bemerken.

— Nach dem Tone meiner Worte müßt Ihr begrei-

fen, daß ich das Recht habe, das zu fordern, was ich verlange. Gebt mir daher diese Papiere, und macht schnell, denn ich bedarf ihrer so bald als möglich.

Und die, welche gesprochen hatte, stand auf, wie als ob sie ungeduldig gewesen wäre, daß ihre Befehle nicht rasch ausgeführt würden.

— In der That, erwiderte die Divion, ich sehe an dem Tone Eurer Worte, daß Ihr gewohnt seid, zu befehlen, gnädige Frau; erlaubt mir indessen, Euch zu fragen, welche unter diesen Papieren es sind, die Euch nützlich sein können.

— Alle die, welche Bezug auf das Erbe von Artois haben.

— Dann, gnädige Frau, habt Ihr Euch eine vergebene Mühe genommen, indem Ihr mich besuchtet, denn ich habe keines von den Papieren, welche Ihr genannt habt.

— War der Bischof von Arras nicht der Rath der Gräfin Mahaut?

— Ja.

— Hat die Gräfin nicht betrüglicher Weise die Grafschaft Artois geerbt, welche dem Grafen Robert zukam?

— Das weiß ich nicht, äußerte die Divion.

— Ihr wißt es nicht?

— Ich wiederhole es.

— Aber als Rath der Gräfin muß der Bischof von allen diesen Streitigkeiten unterrichtet gewesen sein.

— Ohne Zweifel.

— Die Gräfin muß ihm darüber geschrieben haben,

und Ihr, die Ihr Papiere von diesem Manne geerbt habt, Ihr müßt Briefe von der Gräfin haben, welche beweisen würden, daß sie kein Recht auf dieses Erbe hatte, denn die Gräfin hatte keine Geheimnisse für ihren Rath, und ihr Rath hatte keine Geheimnisse für Euch.

—Wenn ich die Briefe in meiner Gewalt gehabt hätte, von denen Ihr sprecht, gnädige Frau, so würde ich mich ihrer zu der Zeit bedient haben, in welcher ich mit der Gräfin Mahaut im Prozesse stand, und da ich es nicht gethan habe, so ist das ein Beweis, daß ich sie nicht hatte.

— Ihr müßt indessen diese Briefe finden und sie mir geben.

Diese Worte waren in einem so befehlenden und so klaren Tone gesagt worden, daß die Divion zurückwich.

—Aber da diese Briefe nicht bestehen, erwiderte sie, so müßte ich sie machen, um sie Euch zu geben.

— Ihr werdet sie machen.

— Aber diese Briefe werden falsch sein.

— Daran liegt wenig.

— Ich werde als Fälscherin verdammt werden.

—Wer wird es erfahren? Außerdem stehe ich für Alles.

— Und wenn ich es ausschlage?

— So werde ich Euch dazu zwingen.

— Wer seid Ihr denn, gnädige Frau? um mir so den Befehl zu geben, ein Verbrechen zu begehen.

— Ich bin Johanna von Valois, Schwester König Philipp VI., Gattin des Grafen von Artois, des einzi-

gen Erben der Grafschaft dieses Namens. Da nun aber, fuhr Johanna lächelnd fort, mein Bruder durchaus Beweise will, so werden wir ihm deren geben, und ich habe in dieser Beziehung auf Euch gerechnet. Haltet Ihr mich für reich genug, um diese Briefe freigebig zu bezahlen, für stark genug, um Euch zu beschützen, wenn wir unterliegen sollten, für mächtig genug, um Euch ins Verderben zu stürzen, wenn Ihr mir es abschlagt?

Die Divion konnte sich nur verneigen, ohne zu antworten, und wie um die Befehle zu erwarten, welche die Gräfin ihr zu geben hätte.

Diese verstand es zum Mindesten so, denn sie näherte sich dieser Frau und sagte zu ihr:

— Ihr habt Siegel des Bischofs?

— Ja, gnädige Frau.

— Ihr kennt seine Handschrift hinlänglich, um sie nachzuahmen?

— Ich werde es versuchen.

— Das ist noch nicht Alles, wir werden noch andere Actenstücke bedürfen, bei denen das Siegel des Grafen Robert II. nützlich sein wird, Ihr werdet es Euch verschaffen.

— Wo werde ich es finden?

— Ihr werdet nach Artois abreisen, und das, was man Euch dafür verlangen wird, werdet Ihr geben. Ihr werdet dort wohl irgend Jemand finden, der dieses Siegel aufbewahrt hat, und der glücklich sein wird, einen guten Preis dafür zu erlangen.

— Und Ihr versichert mir, daß ich keine Gefahr laufe, gnädige Frau?

—Verlaßt Euch auf mich. Außerdem, was auch geschehen möge, leugnet. Und jetzt, kann ich auf Euch rechnen?

— Befehlt.

—Ihr werdet morgen abreisen, und zurückkehren, sobald Ihr Euch das Siegel des Grafen verschafft habt.

—Ich werde morgen abreisen.

—Gleich nach Eurer Rückkehr werdet Ihr dem Grafen von Artois melden lassen, daß Ihr in Paris seid.

Die Divion schien zu überlegen und antwortete nicht.

—Ihr versteht mich, fügte Johanna hinzu. Vielleicht denkt Ihr in diesem Augenblicke an das Mittel, zu entfliehen, sobald Ihr die Grafschaft Artois erreicht habt; das wäre verlorene Mühe, denn in der Ferne wie in der Nähe muß unseren Feinden Unglück zustoßen.

Die Divion erbebte wie eine Frau, deren geheimsten Gedanken man überrascht hat.

—Ich bin Eure Sclavin, erwiderte sie, und bereit, alles das zu thun, was Euch belieben wird, mir zu befehlen.

—Es ist gut, äußerte Johanna, indem sie sich entfernte; für heute ist das Alles, was ich will; bei Eurer Rückkehr werden wir uns mit dem Uebrigen beschäftigen. Auf baldiges Wiedersehen.

Die Divion verneigte sich, und Johanna verließ sie.

Als sie allein war, ging sie in ein anderes Zimmer, wo sie ihren Gatten fand, und sagte zu ihm:

—Ich habe so eben einen Besuch gehabt, der mein

Glück machen, oder mich auf den Scheiterhaufen bringen wird.

Und sie erzählte ihm den Auftritt, der zwischen ihr und Johanna von Valois stattgefunden hatte.

Am folgenden Tage reiste sie ab, wie sie sich dazu verbindlich gemacht hatte.

II.

Johanna von Valois kehrte nach Hause zurück, und sobald sie zurückgekehrt war, ließ sie Robert rufen, dem sie den von ihr gethanen Schritte meldete.

— Da mein Bruder durchaus Beweise will, sagte sie, so wollen wir ihm deren geben.

— Und diese Frau hat Euch zu gehorchen versprochen? fragte Robert.

— Seid unbesorgt. Es gibt eine Art von Versprechungen, welche die am wenigsten Gefügigen gehorchen läßt. Vor Ablauf von acht Tagen wird sie mit dem Siegel Eures Großvaters Robert II. zurückgekehrt sein.

— Dann ist es gut, erwiderte der Graf. Gott gebe, daß es uns gelingt, aber ich zweifle.

Und weshalb?

— Weil es uns bereits drei Male mißlungen ist, und dieser Proceß mir entschieden verloren scheint.

—Was kann sich zutragen?

—Daß der König erfährt, daß diese Aktenstücke falsch sind.

—Wer wird es ihm sagen?

—Diese Frau, welche Alles an dem Tage gestehen wird, wo Herr Philipp, damit sie spricht, ihr dieselben Versprechungen machen wird, welche Ihr ihr gemacht habt, damit sie Euch gehorche.

—Ich habe Euch niemals so vorsichtig gesehen, Robert, antwortete Johanna mit einer Art von Geringschätzung, und seid Ihr denn nicht mehr dieser Robert, den ich gekannt habe? Wozu nützt es, so oft dieses Unternehmen versucht zu haben, wenn man daran verzweifeln will, in dem Augenblicke, wo es die meiste Aussicht des Gelingens hat? Erinnert Ihr Euch nicht dessen, was mein Bruder mir gesagt hat: Liefert einen Beweis, so klein er auch sein möge, und die Grafschaft soll Euch zurückgegeben werden. Konnte er mir offen sagen, diese Actenstücke anzufertigen, wenn sie nicht beständen? Nein. Aber das hieß mir zu verstehen geben, daß er nicht sehr bedenklich über den Ursprung und die Aechtheit der Documente sein würde, welche ich ihm gäbe. Alles, was er will, ist, daß diese Documente geschrieben sind, um das Recht zu haben, sagen zu können, daß er sich der Augenscheinlichkeit zu ergeben geglaubt habe. Außerdem, Robert, legt Ihr meine Worte falsch aus. Wer sagt Euch, daß diese Aktenstücke nicht bestehen? Diese Frau hat Anfangs geleugnet, daß sie beständen, und sie hat nachher versprochen, sie zu liefern. Das geschah ohne Zweifel,

um das Recht zu haben, sie weit theurer zu verkaufen. Macht es wie ich, seid überzeugt, daß sie in den Papieren des Bischofs von Arras die Papiere finden wird, deren wir bedürfen, und wartet es ab, ich will nicht sagen, ohne Furcht, denn ein Mann wie Ihr fürchtet nicht, sondern ohne einen einzigen Augenblick lang an dem Gelingen dieses Versuches zu zweifeln.

—Ihr irrt Euch, Johanna, ich fürchte, äußerte Robert, indem er sich seiner Frau näherte, aber ich fürchte nicht für mich, der ich ein an Kämpfe und an Kriege gewöhnter Mann bin, ich fürchte für Euch und für unsere beiden Kinder in dem Falle, wo sich der König über diese Lüge erzürnen sollte, denn wir wissen wohl, daß es eine ist, und an der Frau und den Kindern das Vergehen des Gatten und des Vaters bestrafen würde. Das ist es, was ich fürchte, Johanna.

—Und Ihr habt Unrecht, fuhr diese fort. Der König ist mein Bruder, und Ihr seid einer von denen, dem er seine Krone verdankt. An dem Tage, wo er strafen wollte, würde es zwei Stimmen geben, welche ihm Nachsicht riethen, zwei weit mächtigere Stimmen, als die der Gerechtigkeit, die Stimme des Blutes und die Stimme des Interesses. Außerdem sage ich Euch nochmals, wir wissen von Nichts. Der Bischof von Arras stirbt; dieser Bischof war der Rath der Gräfin und der Geliebte dieser Divion. Diese erbt alle Papiere. Wir fragen sie, ob sich unter diesen Papieren nicht welche befinden, die unsere Rechte auf die Grafschaft Artois beweisen, indem wir ihr versprechen, ihr dieselben fürstlich zu bezahlen. Diese Frau

bringt uns diese Papiere, wir geben ihr ihre Belohnung. Die Papiere sind falsch. Um so schlimmer für sie. Die Gerechtigkeit hat ihren Lauf, und uns bleibt das Recht, zu sagen, daß wir betrogen worden sind. Alles das wäre das Einfachste von der Welt für geringe Erben, um so mehr für einen Nachkommen des heiligen Ludwig, und eine Schwester Philipps VI.

— Ex labiis feminae spiritus, wie das Evangelium sagt, antwortete Robert, Euer Wille geschehe, Johanna.

— Gut, gnädiger Herr, habt Muth, und der Tag, an welchem wir neben einander in unsere alte Grafschaft Artois zurückkehren werden, wird für uns und für ihre Bewohner ein Festtag sein.

Roberts Augen glänzten bei dieser Hoffnung vor Freude, und von diesem Tage an sollte er weder Befürchtungen noch Gewissensbisse mehr haben.

Kurze Zeit nachher ließ die nach Paris zurückgekehrte Divion die Gräfin von ihrer Rückkehr unterrichten. Johanna begab sich zu ihr, denn sie wollte nicht, daß man sagen könnte, daß man die Divion die Schwelle ihres Hauses hätte überschreiten sehen. Aber sie begab sich wie eine Prinzessin von königlichem Geblüte zu ihr, die nicht erkannt sein will, das heißt des Nachts, allein und verschleiert.

Als Johanna erschien, kam eine Frau, ihr die Thüre zu öffnen und sie in ein Zimmer zu führen, in welchem bei dem Scheine eines Talglichtes die Divion gewisse Papiere untersuchte.

Als sie Johanna erkannte, stand die Divion auf und gab ihrer Magd einen Wink, sich zu entfernen.

—Nun denn? fragte die Gräfin.

—Hier ist das Siegel des Grafen Robert, gnädige Frau.

Und sie überreichte in der That Johanna das Siegel, die es aufmerksam untersuchte.

—Aber, fuhr sie fort, es hat mir große Mühe gekostet, es zu erhalten. Anfangs habe ich es vergeblich gesucht, und habe es endlich in den Händen eines Mannes, Namens Durson le Borgne gefunden. Dieser Mann hat errathen, von welcher Wichtigkeit dieses Siegel für mich wäre, denn er hat drei Hundert Livres dafür verlangt, die ich nicht hatte. Nun habe ich ihm ein schwarzes Pferd als Pfand angeboten, auf welchem mein Gatte beim Lanzenbrechen in Arras gekämpft hatte. Aber er schien nicht, wie ich, die Ehre zu begreifen, die darin läge, ein solches Thier zu besitzen, und er schlug es kopfschüttelnd aus. Ich bat daher meinen Gatten um die Erlaubniß, etwas Anderes zu hinterlegen, und ich hinterlegte Geschmeide, zwei Kronen, drei Hüte, zwei Ringe u. s. w., das Ganze von einem Werthe von sieben Hundert vier und zwanzig Livres Parisis. Nun erst willigte Durson ein, und ich bin in aller Eile nach Paris zurückgekehrt.

—Es ist gut, äußerte Johanna, indem sie eine Börse auf den Tisch warf, hier ist genug, um Euer Pfand wieder auszulösen. Ist das Alles, was Ihr gethan habt?

—Nein, gnädige Frau, hier ist ein Siegel des Bischofs von Arras, das ich von einem seiner Briefe genommen habe, und das Euch für den dienen wird, den wir schreiben werden.

—Das ist nicht Alles. Ihr müßt Euch in Saint Denis erkundigen, wer die Pairs zu der Zeit waren, wo die Akten, welche wir machen werden, gemacht worden sind.

—Ich werde das gleich morgen wissen.

—Außerdem wißt Ihr, daß der König Philipp seine Briefe immer nur in lateinischer Sprache schrieb, es wäre also nöthig, daß der Bestätigungsbrief, dessen wir bedürfen, in dieser Sprache geschrieben sei.

—Ich kenne einen Kaplan von Meaux, Namens Theobald, der Seiner Gnaden, dem Bischofe von Arras, große Verbindlichkeiten schuldig war, und der uns diesen Brief in lateinischer Sprache aufsetzen wird.

—Demnach also ist für Alles gesorgt.

—Für Alles, gnädige Frau, ausgenommen für das, was es Gott gefallen wird, uns zu senden.

—Bittet Gott, daß er Seiner Gnaden, dem Könige Philipp, Krone und Gesundheit erhält, und wenn Gott Euer Gebet erhört, so werdet Ihr Nichts von den Menschen zu fürchten haben.

Die Divion machte sich sogleich ans Werk, und verfuhr rasch.

In dem Maße, als die falschen Aktenstücke angefertigt waren, ließ sie dieselben Robert von Artois zustel-

len. Sie war sogar so weit gegangen, zu verlangen, daß sie von Schriftkundigen bestätigt würden.

Die Divion konnte indessen diese Briefe nicht selbst machen, und ihr Gatte verstand es eben so wenig. Man hatte daher einen geschickten, armen und verschwiegenen Mann finden müssen.

Dieser Kaplan von Meaux, der in Anerkennung der Dienste, die ihm der Bischof von Arras erwiesen, seiner fast so zu nennenden Wittwe den lateinischen Text eines Briefes geliefert hatte, gab der Dame Divion einen gewissen Schreiber, Namens Prot an, welcher, da er fast vor Hunger starb, im Stande war, auf eine geschickte Weise Alles das zu machen, was von ihm verlangt werden würde, wenn er dagegen zu den Stunden, wo er Hunger hätte, sicher wäre, etwas zu essen zu haben.

Man ließ genannten Schreiber kommen und begann damit, ihm eine Börse in die Hand zu legen, wie er deren seit langer Zeit keine geträumt hatte, wogegen er in Alles das willigte, was man wollte. Man begann ihm einem von dem Bischofe von Arras unterzeichneten Brief schreiben zu lassen, in welchem dieser Robert um Verzeihung bat, ihm zu Gunsten der Gräfin Mahaut seine Ansprüche auf den Besitz der Grafschaft Artois unterschlagen zu haben. — Man ließ den würdigen Bischof in diesem Briefe sagen, daß alle diese Urkunden von einem großen Herrn von Frankreich, was ohne Zweifel Philipp den Langen bezeichnete, ins Feuer geworfen worden wä-

ren, daß er aber glücklicher Weise einen Brief aufbewahrt hätte, der für sich allein diesen Besitz bestätigte.

Als dieser erste Brief geschrieben war, beauftragte die Divion Prot, ihn dem Grafen Robert von Artois zu zeigen und dafür seine Glückwünsche zu erhalten, wenn er gut gemacht, und seine Vorwürfe, wenn er schlecht nachgeahmt wäre.

Robert antwortete dem Schreiber, welcher zugleich darüber zitterte, ein Falsum gemacht zu haben, und sich einer so hohen Person und Mitschuldigen gegenüber zu befinden, daß, wenn alle Stücke eben so gut nachgeahmt wären, der Erfolg gewiß sei, was dem armen Teufel wieder ein wenig Muth gab, der, seitdem er dieses Werk unternommen hatte, weder mehr schlief noch aß, so daß das Geld, welches man ihm gab, Nichts in seiner Lage änderte, denn ehedem hatte er Appetit ohne Geld, und jetzt hatte er Geld ohne Appetit.

Prot kehrte daher zurück, um der Divion die Antwort des Grafen zu überbringen, indem er hoffte, daß er mit dieser ersten Probe davonkommen würde; als aber die Divion erfahren hatte, daß Robert mit ihm zufrieden gewesen wäre, so sagte sie zu ihm, daß er sich auf der Stelle wieder an die Arbeit machen und vor Allem den wichtigsten Brief schreiben müßte, das heißt den, in welchem die Gräfin Mahaut dem Bischofe ihre Befürchtungen über den Ausgang der Ansprüche Roberts gestand, da seine Ansprüche von ihr als rechtmäßig und richtig begründet befunden wären.

Ein kalter Schweiß floß von der Stirn des armen

Schreibers, und indem er die erhaltene Summe fast unangetastet auf den Tisch legte, bat, flehte er sogar, daß man ihn nicht zwingen möchte, diesen Brief zu schreiben. Aber die Divion war nicht die Frau, um sich durch diese Bitten rühren zu lassen, und da es schwierig gewesen wäre, einen so sachkundigen Abschreiber zu finden, so verweigerte sie Prot die Freiheit, die er anflehte, indem sie durch Gründe begann und mit Drohungen endigte.

Der arme Mensch setzte sich wieder, nahm eine Feder von Erz, um seine Handschrift zu verstellen, und schrieb den zweiten Brief der Art, daß eine der ersten gleichen Börse von Johanna ihm gegeben, und von den Grafen große Komplimente von Neuem an ihn gerichtet worden.

Aber an diesem Tage war es nicht Prot, welcher dem Grafen das neue Aktenstück überbrachte, sondern der Gatte der Divion, und als der Schreiber sich am Abend anschickte, nach Haus zurückzukehren, hatte er die Thüre des Zimmers, in welchem er arbeitete, fest verschlossen gefunden, und es war ihm geantwortet worden, daß, da man seiner zu jeder Stunde des Tages und der Nacht bedürfen könne, es beschlossen worden sei, daß er in einem Zimmer schlafen sollte, das an die Wohnung der Divion gränzte.

Das war der letzte Schlag.

Aus der Sorgfalt, welche man anwandte, ihn zu bewachen, ersah der Schreiber die Wichtigkeit dessen, was man ihn thun ließ. Er warf sich der Dame Divion zu

Füßen, indem er hoffte, in dem Herzen einer Frau mehr Mitleiden zu finden, als in dem eines Mannes; aber diese war unerbittlich. Sobald einmal ihre ersten Bedenklichkeiten gehoben waren, sah sie in dem, was sie that, nur noch die Quelle ihres Vermögens, und es lag ihr wenig daran, daß der Schreiber compromittirt würde, wie Johanna wenig daran lag, ob die Divion verbrannt würde.

Er mußte sich wohl ergeben. Prot ergab sich, und ging in das Zimmer, das man ihm eingerichtet hatte.

Aber die ganze Nacht über sah er, obgleich wach, Polizeisoldaten, welche ihn zu verhaften kamen, flammende Scheiterhaufen, die man für ihn errichtete, unglaubliche Foltern, welche man an seinen armen Körper versuchte, so daß er von Minute zu Minute ausrief:

—Ach! ach! da sind die Polizeisoldaten, welche mich abholen wollen! Gnade! Gnade!

Und da Nichts auf sein Geschrei antwortete, so kehrte er wieder bleich und weinend zurück, um an die Thüre des Zimmers der Divion zu klopfen, indem er ausrief:

—Laßt mich gehen! Ich habe zu große Furcht, und ich sage Euch im Voraus, daß, wenn man mich verhaftet, ich Alles sagen und Niemand schonen werde.

Das war so arg, daß der Gatte der Divion am folgenden Tage den Grafen Robert zu holen ging, indem er ihm sagte, daß er kommen mögte, um den Schreiber zu bitten, oder ihm zu drohen, indem er sonst

im Stande wäre, durch sein Geschrei das zu verrathen, was vorging.

Der Graf kam und versprach Prot, daß, sobald sein letzter Brief geschrieben wäre, ihm seine Freiheit zurückgegeben und ihm genug Geld ausgezahlt werden sollte, damit er an das Ende der Welt fliehen könnte, wenn das sein Wunsch wäre.

Prot faßte wieder Muth bei diesem Versprechen, und die andern Beweise wurden geschrieben, unter andern eine Urkunde Roberts, welche die Grafschaft Artois seinem Enkel sicherte.

Als Alles beendigt war, nahm Prot das Versprechen des Grafen in Anspruch, der ihm Geld gab, und ihm die Mittel Paris zu verlassen erleichterte.

Man hat niemals erfahren, was aus ihm geworden sein mag.

Die Divion schien die Schrecken ihres Schreibers zu erben, als er abgereist war. So lange, als sie Jemandem hatte befehlen können, hatte sie ihre Befürchtungen vergessen, als sie nun aber ihrer Seits in den Händen Roberts das war, was Prot in den ihrigen gewesen war, so hatte sie Furcht. Sie sah ein, daß an dem Tage der Anklage und der Erkennung der Wahrheit sie Niemand haben würde, auf den sie ihr Verbrechen zurückwerfen könnte, und daß dagegen die, denen sie gehorchte, es ganz auf sie zurückwerfen würden. Nun wollte sie sich zurückziehen, aber es war zu spät. Auf seine Beweise gestützt, hatte Robert ein viertes Mal die Gerechtigkeit des Königs angerufen.

Philipp VI., von dem, was vorging, benachrichtigt, ließ Robert rufen, und fragte ihn, ob er wirklich von den Actenstücken Gebrauch zu machen gedächte, die er angeboten hätte, und von denen er wüßte, daß sie falsch wären.

Robert glaubte dem Könige zu imponiren, und sagte zu ihm, daß er nochmals seine Rechte behaupten würde, wie er sie immer behauptet hätte, und das mit so viel Stolz, daß, als Robert sein Zimmer verließ, der König in ihm nicht allein nicht mehr einen von denen sah, die ihn am Meisten unterstützt hatten, sondern auch bereits einen Feind in diesem Manne errieth.

Nichts desto weniger erschienen fünf und fünfzig Zeugen, welche zu Gunsten Roberts aussagten. Es gab darunter sogar welche, die versicherten, daß Enguerrand von Marigny, als er zum Tode ging, seine Mitschuld mit dem Bischof von Arras bei Unterschlagung der Urkunden eingestanden hätte.

Aber es gab darunter einen, der Alles eingestand; das war die Divion, welche, entsetzt über die Resultate dieser ganzen Angelegenheit, Nachsicht zu erlangen glaubte, wenn sie die Lügen offenbarte, an denen sie so großen Antheil genommen hatte.

Nachdem die Divion gestanden hätte, gestanden alle Zeugen. Jakob Rondelle, einer der hauptsächlichsten, stand auf und rief aus:

Daß er nur so auf das Versprechen hin ausgesagt hätte, daß diese Aussage ihm eine Reise nach Galizien einbringen würde.

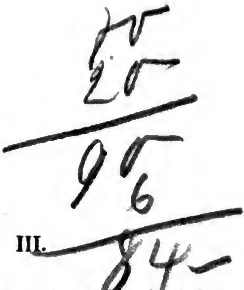
Gerhard von Juvigny erzählte, indem er gleichfalls

aufstand, daß er dermaßen durch die Besuche des Herrn Robert gelangweilt gewesen wäre, der ihn wiederholt gebeten, auf diese Weise auszusagen, daß er sich dazu anheischig gemacht hätte, um sich diesen Besuchen zu entziehen.

Robert nahm gleichfalls das Wort, und indem er die Hände gen Himmel erhob, schwor er:

Daß ein schwarz gekleideter Mann, wie der Erzbischof von Rouen, ihm alle diese Bestätigungsbriefe gegeben hätte.

Und darin hatte Robert Recht. Nur vergaß er zu sagen, daß er am Vorabende des Tages, an welchem er diese Briefe aus den Händen seines Beichtvaters erhalten hatte, er sie ihm erst überliefert hatte, indem er zu ihm sagte, er möge sie ihm am folgenden Tage wiedergeben, eine Spitzfindigkeit, durch welche Niemand hintergangen wurde; aber trotz ihrer Geständnisse und dem Schutze, den ihr Robert von Artois versprochen hatte, wurde die Divion auf dem Schweinemarkte an dem Thore Saint-Honoré verbrannt, und die angesehensten Zeugen, mit Hemden voll rother Zungen angethan, an den Schandpfahl gebunden.



III.

Robert von Artois wartete es nicht ab, daß man ein Urtheil für oder gegen ihn fällte, er brach nach Brüssel auf, oder zum Mindesten verbreitete sich das Gerücht dieser Abreise.

Indessen aus der Ferne wie in der Nähe hatte Robert, dessen zurückgewiesene Ansprüche sich in Haß verwandelt hatten, seine Zuflucht zu den gewaltsamsten Mitteln genommen, um zu der Bewilligung dessen zu gelangen, was er wünschte. Männer versuchten den Herzog von Burgund, den Kanzler, den Großschatzmeister und noch Andere zu ermorden, welche Robert als seine Feinde erkannt hatte. Diese Männer wurden verhaftet und gestanden, daß sie nur Messire Robert von Artois gehorchten.

Dieser Mann wurde also ein gefährlicher Gegner für Philipp den VI., da er, indem er nicht offen treffen

konnte, im Finstern kämpfte, und wie ein Räuber Gift und Dolch anwandte. Philipp, der den Grafen nicht erreichen konnte, verfuhr streng gegen die, welche ihm theuer waren, und die der Unzucht angeklagte Gräfin von Foix wurde in das Schloß Orthez unter der Bewachung ihres Sohnes Gaston eingesperrt. Johanne, welche, wie wir gesehen haben, Mitschuldige der Verfertigung der falschen Papiere war, wurde nach der Normandie verwiesen, und der Graf befand sich zu gleicher Zeit ohne Familie und ohne Vaterland.

Aber der Graf war nicht der Mann, um so den Muth zu verlieren.

Jedermann glaubte ihn bereits fern, als er zurückkehrte, nicht mit Glanz, sondern des Nachts, allein und unbekannt.

Sein erster Besuch galt seiner Gattin, der es gelang, ihn zu überzeugen, daß ganz Paris für ihn sein würde, wenn er den König tödten könnte.

Es bedurfte nicht mehr, um Robert wieder Energie zu geben. Er setzte daher seinen Weg nach Paris fort, wo er in der Nacht anlangte.

Er hatte indessen erkannt, daß von nun an das Eisen oder das Gift nutzlose, und selbst für den, der sich ihrer bedienen würde, gefährliche Mittel wären. Es bedurfte daher eines Todes, der keine Spuren zurückließ, und der einem Zorne Gottes, und nicht einer Rache der Menschen glich.

Dem zu Folge wurde gegen den Sanct Remigius-

tag des Jahres 1333 ein Mönch, Namens Heinrich nächt-licherweise zu Robert beschieden.

Er folgte dem Manne, der ihn zu holen gekommen war, und der ihn in ein geringes Haus in einem abgelegenen Viertel treten ließ. Bei dem ersten Anblicke schien dieses Haus gänzlich unbewohnt, aber nachdem der Führer eine Thüre geöffnet, durch eine Hausflur gegangen und ein Stockwerk hinaufgestiegen war, befand sich der Mönch Heinrich in einem Zimmer, dessen große innere hölzerne Läden nach außerhalb das Licht verbargen, das es erleuchtete.

In diesem Zimmer befand sich der Graf von Artois.

— Ihr hier, gnädiger Herr? äußerte der Mönch Heinrich.

— Ja, Bruder, aber Ihr allein wißt es, antwortete Robert, und es betrifft so wichtige Dinge, daß ich die Verzögerung davon nicht mehr ertragen konnte.

— Und ich kann Euch in dieser Angelegenheit dienen?

— Ja.

— Sprecht, gnädiger Herr.

Robert von Artois stand auf und versicherte sich selbst, daß ihn Niemand hören könnte; und nach dieser Untersuchung, ging er an einen Schrank, den er öffnete, und aus dem er eine Art von Schmuckkästchen nahm, das sorgfältig in demselben aufbewahrt war, und das er neben dem Licht auf den Tisch stellte.

Dieses Schmuckkästchen konnte anderthalb Fuß lang sein.

— Was ist das? fragte der Mönch.

—Das ist, antwortete Robert, indem er den Mönch scharf anblickte, wie um zu sehen, welchen Eindruck die Worte, die er ihm zu sagen im Begriffe stand, auf ihn hervorbringen würden, das ist ein Gelübde, das man gegen mich gemacht hat.

—Was ist das, ein Gelübde? fügte der Mönch hinzu.

—Das ist eine Wachsfigur, die man taufen läßt um den zu tödten, dem man Böses will.

—Und dieses Gelübde ist gegen Euch gemacht worden, Messire?

—Ja.

—Von wem?

—Von der Königin von Frankreich.

Bruder Heinrich lächelte wie ein Mann, der nicht glaubt.

—Ihr zweifelt daran? äußerte Robert.

—Ich zweifle nicht allein daran, antwortete der Mönch, sondern ich kenne auch unsere Königin als eine zu getreue Magd Gottes, um ihn auf eine andere Weise, als für das Gute anzurufen. Es ist ein Feind der Königin, der Euch diese Lüge gesagt hat, oder vielleicht ein Feind Eurer selbst.

Der Graf antwortete nichts und schien eine Zeit lang unschlüssig, ob er fortfahren sollte, zu sprechen, oder ob er den Mönch verabschieden sollte.

—Ihr hattet Recht, sagte er plötzlich, diese Figur kömmt nicht von der Königin, aber ich habe Euch ein wichtiges Geheimniß zu offenbaren, das ich Euch erst dann

anvertrauen werde, wenn Ihr mir geschworen habt, es als Beichte zu empfangen und Niemand Etwas davon zu erzählen.

—Ich schwöre es, Messire.

—Außerdem hätte ich ohne Zweifel irgend Etwas von Euch zu verlangen, und Ihr mögt diese Sache nun ausführen oder nicht, Ihr werdet mir nochmals schwören, nicht davon zu sprechen.

—Ich schwöre es von Neuem.

—Es ist gut. So hört mich denn an:

Ihr wißt, was ich von Seiten des Königs in Bezug auf die Grafschaft zu dulden gehabt habe, welche mit Recht die meinige ist?

—Ich weiß es, Messire.

—Aber wißt Ihr nicht, daß der Köuig an Alledem unschuldig ist und mir vollständige und gänzliche Gerechtigkeit hätte angedeihen lassen, wenn die Königin nicht da gewesen wäre, um ihm das Gegentheil anzurathen, und durch falsche Eingebungen ihn so hätte handeln lassen.

Der Mönch antwortete Nichts.

Robert blickte ihn an, aber der Bruder Heinrich hatte das gleichgültige Gesicht eines Mannes, der eine Beichte empfängt.

—Nun aber, fuhr Robert fort, kann ich einen so großen Nachtheil nicht ertragen, ohne daß ich mich zu rächen wünsche, und in dieser Beziehung habe ich auf Euch gerechnet.

—Auf mich? fragte der Mönch erstaunt.

—Ja.

— Fahrt in Eurer Beichte fort, gnädiger Herr.

Statt fortzufahren, machte Robert von Artois das Kästchen auf, das er auf den Tisch gestellt hatte, und nahm aus ihm eine Wachsfigur, welche einen prachtvoll gekleideten und die Stirn mit einer Krone bedeckten jungen Mann vorstellte.

— Kennt Ihr diese Figur? fragte er den Mönch.

— Ja. Es ist die des Prinzen Johann, antwortete dieser, indem er die Hand ausstreckte, um dieses Bild zu nehmen und es näher zu besehen.

— Nehmt Euch in Acht, es anzurühren, äußerte Robert, denn es ist getauft und ganz bereit; aber hier ist das, was ich Euch in der Beichte sage; ich mögte ein Aehnliches haben.

— Und gegen wen?

— Gegen die Königin, denn der König wird so lange nichts Gutes thun, als diese Verfluchte leben wird. Sobald die Königin und ihr Sohn Johann gestorben sind, werde ich aus dem Könige Alles machen, was ich will, und mich dann derer erinnern, mein Bruder, die mir geholfen haben. Euer Dienst, fügte der Graf hinzu, als er die Bewegung des Mönches sah, Euer Dienst wird sich auf sehr Weniges beschränken, und kann Euch in Nichts gefährden. Sobald die Figur nach dem Bilde der Königin gemacht ist, und ich übernehme diese Anfertigung, bleibt Euch nur übrig, sie zu taufen, indem Ihr ihren Namen aussprecht, ganz als wenn Ihr ein Kind taufen würdet. Alles ist bereit, der Pathe und die Pathin. Sobald die Taufe geschehen, legen wir die Figur wieder

in ihr Kästchen, wie diese darin liegt, Ihr vergeßt, was vorgefallen ist, und das Uebrige geht mich an. Was sagt Ihr dazu?

—Ich sage, gnädiger Herr, daß Ihr dazu einen Gott und dem Könige weniger getreuen Diener oder einen weit ehrgeizigeren Mann suchen müßt. Diese Taufe ist ein Fluch, und weder von Herzen noch von Gedanken vermögte ich unsere Dame, die Königin zu verfluchen. Nun aber verweigere ich Euch nicht allein meinen Dienst, gnädiger Herr, sondern ich will auch noch versuchen, Euch von dem Werke abzureden, das Ihr vollziehen wollt, und ich rufe dazu Euer eigenes Interesse an, diese Religion der Großen. Es geziemt einer so hohen Person, als Ihr seid, nicht, ein solches Werk gegen Euren König und Eure Königin zu versuchen, welche die Personen sind, die Ihr auf der Welt am Meisten achten müßt.

—Es ist gut, mein Bruder, äußerte Robert, indem er das Kästchen wieder verschloß; das ist Euer letztes Wort?

—Ja, gnädiger Herr.

—Suchen wir uns denn einen minder Aengstlichen, als Ihr.

—Und ich werde Gott bitten, gnädiger Herr, daß er es Euch wegen Eures eigenen Glücks und wegen der Ruhe von Frankreich ausschlägt.

— Aber ich hoffe, daß Ihr die Verschwiegenheit nicht vergessen werdet, welche Ihr dieser Beichte geschworen habt.

—Sobald ich die Schwelle dieser Thüre überschritten



habe, gnädiger Herr, wird dieses Geheimniß in meinem Herzen wie die Leiche in ihrem Grabe schlafen.

— Es ist gut, mein Bruder, geht und Gott gebe Euch seinen Frieden.

Der Mönch schritt auf die Thüre zu; in dem Augenblicke, wo er sie berührte, wandte sich Robert nach ihm um.

— Ein letztes Mal, sagte er zu ihm, mein Bruder, es ist das Gute, das ich unter dem Anscheine des Bösen von Euch verlange.

— Ich habe bereits vergessen, gnädiger Herr, äußerte der Mönch, und er entfernte sich.

In dieser selben Nacht verließ Robert Paris, ohne daß er die letzte Rache hatte ausführen können, die ihm zu thun übrig blieb.

Nun begann, seit diesem Augenblicke bis zu seiner Ankunft an dem Hofe Eduard des III., für Robert ein Leben, das der Anfang der Strafe zu sein schien, welche Gott ihm vorbehielt.

Er flüchtete sich zuerst nach Brabant, dessen Herzog, sein Vetter, mächtig genug war, um ihn zu unterstützen; der Herzog empfing ihn in der That auf das Beste und tröstete ihn über allen seinen Verdruß, aber Philipp der VI., der gegen Robert einen Haß gefaßt hatte, welcher nur mit seinem Leben endigen sollte, und der sie bereits auf seine beiden Söhne Jakob und Robert ausübte, die in das Schloß Nemours und dann in das Schloß Gaillard d'Andelys eingesperrt wurden; der König, sagen wir, der die Zuflucht erfahren hatte, welche der Herzog von

Brabant seinem Vetter gewährte, sandte ihm Drohungen auf Drohungen, indem er ihm meldete, daß wenn er Robert in seinen Staaten duldete, er keinen schlimmeren Feind, als ihn haben würde, der ihn bei jeder Veranlassung, die er fände, schaden würde.

Der Herzog wagte daher nicht, den Grafen zu behalten, und ließ ihn heimlich nach dem Schlosse Argenteau gehen, wo er bleiben sollte, bis man sähe, was der König thun würde.

Als aber der König diese Nachricht erfuhr, that er so viel, daß sein Vetter, der König von Böhmen, der Bischof von Lüttich, der Erzbischof von Cöln, der Herzog von Geldern, der Markgraf von Jülich, der Graf von Bar, der Graf von Las, der Sire von Fauquemont und andere Große sich gegen den Herzog von Brabant verbündeten und ihm auf das Verlangen und das Dringen Philipp des VI. den Krieg erklärten, indem sie sein Land verheerten, plünderten und sengten.

Damit der Herzog sich über die Ursache dieses Angriffes nicht irre, sandte Philipp seinen Connetable, den Grafen von Eu, mit einer großen Kriegsschaar gegen ihn ab. Der Graf Wilhelm von Hennegau versprach, sich mit dieser Angelegenheit zu beschäftigen und sandte seine Gattin, die Schwester König Philipps, und den Herrn von Beaumont, seinen Bruder, an den König von Frankreich ab, um einen Waffenstillstand zwischen ihm und dem Herzoge von Brabant zu erlangen. Philipp war sehr erzürnt, dennoch bewilligte er diesen Waffenstillstand, indessen unter der Bedingung, daß an einem von ihm selbst bestimm-

ten Tage der Graf von Artois das Gebiet des Herzogs von Brabant verlassen hätte. Der Herzog mußte wohl darein willigen, und Robert begab sich ein zweites Mal auf den Weg, indem er eine Zuflucht und einen Beschützer suchte.

Er begab sich nun zu dem Grafen von Namur, der ihn aufnahm, wie es der Herzog gethan hatte. Aber Philipp war hartnäckig in seinem Hasse, so daß er sogleich einen Boten an Adolph von Lamarck, Bischof von Lüttich absandte und ihm sagen ließ, daß er dem Grafen den Krieg zu erklären und ihn zu befehden hätte, wenn er nicht auf das Schnellste Robert von seinem Gebiete fortschicke.

— Dieser Bischof, sagt Froissard, der den König von Frankreich sehr und seine Nachbarn wenig liebte, forderte den jungen Grafen von Namur auf, daß er seinen Oheim, Messire Robert von Artois, aus seinem Lande und von seinem Gebiete fortschickte.

Nun wie ein wildes Thier umstellt, überzeugt, daß er in Frankreich keinen Winkel finden würde, wo ihn Philipp nicht erreichen könnte, verkleidete sich Robert von Artois, dem alle diese Verfolgungen sein Verlangen nach Rache noch mehr im Herzen befestigt hatten, als Handelsmann, ging nach England, und verlangte von Eduard dem III. einen Schutz, von dem er nicht allein fest überzeugt war, daß dieser König ihm denselben nicht verweigern würde, sondern der ihm denselben auch noch von Herzen gern bewilligte.

Wir haben gesehen, daß Robert sich nicht geirrt hatte,

und wie er gegen diese von ihm erhaltene Gastfreundschaft den König von England jenes schreckliche Gelübde auf den Reiher hatte ablegen lassen, das ihn zuvörderst rächen und Frankreich eine jener Wunden schlagen sollte, die Jahrhunderte gebrauchen, um wieder zu vernarben.

Jetzt, wo wir vielleicht ein wenig zu sehr entwickelt, die erste Ursache dieses langen Krieges angegeben haben, wollen wir sehen, in welchem Zustande sich Frankreich befand, um ihn zu ertragen, und ob es nicht von Philipp den VI. politisch gewesen wäre, eine Ungerechtigkeit für seinen Schwager zu begehen.

IV.

Der König Eduard III. hatte also seine Ansprüche auf die Krone von Frankreich erneuert, und wir finden in den Chroniken von Saint Denis den Brief wieder, den er an Philipp VI. schrieb, und der nicht ohne Interesse für unsere Leser sein wird. Hier ist er:

„Auf Befehl Eduards, Königs von Frankreich und von England, Herrn von Irland.

„Sire Philipp von Valois, seit langer Zeit haben Wir Euch durch Boten und auf verschiedene andere Weisen verfolgt, daß Ihr Uns Genugthuung angedeihen ließet, und daß Ihr Uns Unser Recht auf das Erbe des Königreiches Frankreich zurückgäbet, das Ihr zu lange Zeit durch die Gewalt besetzt habt. Und da wir wohl sehen, daß es mit großem Unrechte ist, und daß Ihr darauf zu beharren gedenkt, ohne Unserer gerechten Forderung Recht

angedeihen zu lassen, so sind Wir auf das Gebiet von Flandern als Oberlehnsherr genannten Gebietes gezogen, und erklären Euch, daß wir es mit dem Beistande Unseres Herrn Jesus Christus genommen haben."

Eduard endigte damit, daß er Philipp zum Zweikampfe herausforderte.

Hier ist das, was Philipp antwortete, eine Antwort voll Adel und Würde, in welcher aber der König von Frankreich unglücklicher Weise bewies, daß er sich in Bezug auf die Verbündeten irre.

„Philipp, durch die Gnade Gottes König von Frankreich, an Eduard, König von England.

Wir haben ein an Philipp von Valois übersandtes und an unseren Hof gebrachtes Schreiben gesehen, in welchem Schreiben sich einige Gesuche befanden; da aber genanntes Schreiben nicht an Uns kam, und da die Gesuche gleichfalls nicht an uns gerichtet waren, wie aus der Abfassung genannten Schreibens erhellt, so geben Wir Euch darauf keine Antwort.

Indessen, da aus dem genannten Schreiben hervorgeht, daß Ihr gekommen wäret, um in Unserem Reiche zum großen Nachtheile Unseres Volkes und Unserer zu kämpfen, und das ohne Grund und ohne zu berücksichtigen, daß Ihr Unser Lehnsmann seid, wie es Unsere von Euch unterzeichneten und mit Eurem großen Siegel versehenen Urkunden beweisen, welche Wir vor Uns haben, so ist es unsere Absicht, Euch, sobald es Uns gutdünken wird, zum Nutzen Unseres Volkes, zur Ehre Unserer Ritterschaft und Unserer Königlichen Majestät aus Unserem

Reiche zu verjagen; und um dieses zu thun, haben Wir feste Hoffnung auf unsern Herrn Jesus Christus, von dem Uns alles Gute zukömmt; denn durch Euer Unternehmen, das keinen vernünftigen Grund hat, ist die heilige Wallfahrt über das Meer verhindert und eine große Anzahl von Christen getödtet, der Dienst Gottes geschmälert und die heilige Kirche mit minder Ehrerbietung geziert worden. Und darüber, daß Ihr die Flamänder zu Eurem Beistande zu haben meint, denken Wir, daß die guten Städte und die Gemeinden sich auf eine solche Weise gegen Unseren Vetter, den Grafen von Flandern, benehmen werden, daß sie ihre Ehre und ihre Rechtschaffenheit bewahren. Was die Flamänder bis jetzt gethan haben, ist von Leuten gerathen worden, die nicht auf den gemeinsamen Nutzen des Volkes, sondern nur auf ihren Nutzen achteten.

Auf der Stelle in dem Priorate von Saint Andry eilig erlassen, unter Unserem Geheimsiegel, in Abwesenheit Unseres großen Siegels, am dreißigsten Tage des Juli des Jahres 1340."

Wir haben diesen Brief nur wiedergegeben, weil sich darin drei Dinge befanden, welche wir bemerkt hatten und auf die wir zurückkommen wollten, nämlich das Vertrauen, welches Philipp zu seiner Ritterschaft hatte, das Bedauern, welches er hatte, seinen Kreuzzug nicht gemacht zu haben, und sein Vertrauen auf das Flamändische Bündniß.

Was seine Ritterschaft anbelangt, so hatte Philipp Recht, Vertrauen zu ihr zu haben, denn sie war eine

der besten der Welt, und die Niederlage von Crecy sollte den Beweis davon liefern.

Was den Kreuzzug anbelangt, den er so sehr bedauerte, nicht ausführen zu können, so war es weniger die Handlung eines Christen, als der Handel eines Kaufmannes, den er hatte machen wollen. In der That, er hatte für seinen Aufbruch nach dem heiligen Lande sieben und zwanzig Bedingungen gestellt; er wollte das Königreich Arles für seinen Sohn, die Krone Italiens für seinen Bruder, die freie Verfügung über den Schatz Johanns XXII., den er bedroht hatte, durch die Universität von Paris als Ketzer verfolgen zu lassen. Er wollte außerdem, daß der Papst ihm für drei Jahre die Verfügung über alle Pfründen Frankreichs und für zehn Jahre das Recht gäbe, den Zehnten des Kreuzzuges durch die ganze Christenheit zu erheben.

Wie man sieht, war dieser Kreuzzug, sollte er auch Gott angenehm sein, für den König nicht ohne Nutzen.

Der Papst Benedict XII. war einer von denen, welche der König Philipp am Meisten verfolgte. Er gestand weinend, daß der König von Frankreich ihm gedroht hätte, ihn noch weit schlimmer zu behandeln, als Bonifaz VIII. behandelt worden war, wenn er den Kaiser absolvire. Er selbst wollte zu der Regierung gelangen, denn indem er immerhin mit dem Kaiser unterhandelte, zwang er den Papst, Bullen gegen ihn zu schleudern.

Das sind also alle die Vortheile, welche Philipp durch die Kriegserklärung Eduards verlieren sollte. Philipp hatte sich freilich drei Jahre ausbedungen, bevor er

zu dem Kreuzzug aufbräche, und für den Fall, wo in diesem Zwischenraume irgend ein Hinderniß eintreten sollte, das ihn auf sein Unternehmen zu verzichten zwänge, würde das Recht, die Giltigkeit desselben zu beurtheilen, zwei Prälaten seines Reiches übergeben werden.

Nun aber war der gegenwärtige Fall voll Giltigkeit.

Es blieb noch das Vertrauen Philipps zu der Treue der Flamänder.

Wir haben gesehen, auf welche Weise Eduard die Grundlagen dieser Treue bei seiner Zusammenkunft mit Van Artveld untergraben hatte, und wie er den Handel, welchen Frankreich zurückwies, als eines der sichersten Mittel an sich gezogen hatte, um die Länder zu vernichten, welche er angreifen würde. Gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts war der Handelskreuzzug dem christlichen Kreuzzuge, die Karavanen den Pilgerfahrten gefolgt. Es erschien ein von dem Venetianer Sanuto geschriebenes Buch, in welchem er den guten Christen die Eroberung Jerusalems und den Handelsleuten die Gewürze des heiligen Landes anempfahl.

Genua und Venedig waren die Makler dieser neuen Kreuzzüge; man wendete den Altar um, und man machte einen Zahltisch aus ihm.

Der Handel war nichts Anderes, als zwei große Straßen; auf der einen sandte der Norden dem Süden was er hervorbrachte, auf der andern sandte der Süden dem Norden seine Erzeugnisse; was aber vor Allem Noth that, war, daß die Straßen sicher seien, und zu jener Zeit waren sie es nicht immer. Von Alexandrien nach

Venedig hatte der Handelsmann nur die Unbeständigkeit der Elemente, aber von Venedig nach dem Norden hatte er die Plünderung der Menschen zu fürchten. Nun vertiefte er sich in Tyrol, zog die Donau entlang, ging durch die Wälder und die Schlösser des Rheins und hielt erst in Cöln an, er konnte noch durch die Champagne in Frankreich einziehen, und seine Waaren auf den Märkten von Troyes, Bar-sur-Aube, Lagny und Provins ausstellen, welche weit älter waren, als die Franche-Comté selbst.

Das war übrigens so gewesen, bis daß Philipp der Schöne, Herr der Champagne durch seine Frau, seine Ordonanzen gegen die Lombarden erließ, die Münzen verschlechterte, und die Zinsen bestimmen wollte, welche man auf den Märkten bezahlte.

Unter Ludwig dem Zänker war es noch schlimmer. Er legte Abgaben auf Alles, was gekauft oder verkauft werden konnte, und verbot jeden Handel mit den Flamändern, mit den Genuesen, den Italienern und den Provençalen, das heißt mit der ganzen Welt, deren Commissionäre diese vier Völker waren.

Frankreich schloß sich also dem Handel und verarmte dem zu Folge immer mehr. Die Großen plünderten freilich nicht mehr, aber sie waren durch die Agenten des Königs ersetzt, der für sich allein weit habgieriger war, als alle Großen miteinander.

England, das den Fehler seines Nebenbuhlers verstanden zu haben schien, vermied ihn nicht allein, sondern zog auch noch Alles das an sich, was unsere Könige zurückwiesen. In Frankreich waren die Münzen je nach

der Habgier des Königs verschieden, dort waren sie unveränderlich. Hier plünderte man die Handelsleute, die uns von nun an verließen, dort waren die Häfen ihnen eröffnet, und Gesetze zu ihren Gunsten gemacht.

Eduard erließ eine Charte, in welcher er, statt, wie Ludwig der Zänker, allen Handel mit den vier großen, so eben von uns genannten Völkern zu untersagen, erklärte, daß er das größte Interesse für alle handelnde Völker hege, für die Deutschen, Franzosen, Spanier, Portugisen, Lombarden, Toscaner, Provençalen, Flamänder und Andere. Der Schutz, die Gerechtigkeit, gutes Gewicht und gutes Maaß, diese vier Schildwachen des Handels, waren mit strenger Aufsicht in den Häfen von England eingerichtet. Die Fremden hatten, um sie zu richten, für den Fall, wo sie genöthigt wären, die Gerechtigkeit in Anspruch zu nehmen, zur Hälfte englische Richter, zu Hälfte Richter ihrer Nation.

Der Handel nahm daher in England ein solches Verhältniß an, daß Van Artveld, der Freund und der Genosse König Eduard III. wurde, und daß, wie wir gesehen haben, sie als Mächte mit einander unterhandelten.

Und dennoch sehen wir Eduard III. seine Regierung durch eine Philipp gemachte Unterwerfung beginnen, freilich wird er nicht zögern, seine Genugthuung zu nehmen, und die ersten Zähne, welche dem jungen Leoparden wachsen, werden schreckliche Bisse verursachen.

In dem Anfange seiner Regierung war Philipp ein großer König, und man glaubte gern, daß der gesun-

dene König ein Glück für Frankreich sei. Er schlug die Flamänder bei Castel und setzte den Grafen von Flandern wieder in den Besitz seiner Staaten, und die Staaten unter seine Abhängigkeit. Er hatte die Huldigung Eduards empfangen. Seine Vettern hatten, der eine die Krone von Neapel, der andere den Thron von Ungarn. Johann von Böhmen, den wir bei Crécy wiederfinden werden, sagte, daß Paris der ritterlichste Aufenthalt der Welt sei.

Aber alle diese Hoffnungen waren nur ein Traum. Im Jahre 1336 hatte Philipp das Mittel gefunden, sich mit aller Welt zu entzweien; mit den Großen, durch die Verbannung Roberts von Artois; mit den Handelsleuten, durch seine Steuern; mit dem Kaiser, durch den Krieg der Bullen, den er ihn durch den Papst machen ließ; mit dem Papste, durch die Knechtschaft, zu welcher er ihn herabgebracht hatte; endlich mit der Christenheit, durch die Bedingung, welche wir genannt haben, von ihr den Zehnten des Kreuzzuges zu erheben.

Wir haben in dem ersten Bande dieses Buches gesehen, was aus der falschen Stellung hervorging, welche Philipp angenommen hatte. Eine weit größere Gefahr bereitete sich noch gegen ihn vor, da, wenn man sich erinnern wird, Olivier von Clisson und Gottfried von Harcourt gegen ihre Freiheit, schriftlich und mit ihren Siegeln versehen, dem Könige von England ihren Beistand bei seinem Unternehmen gegen Frankreich versprochen hatten; denn man wird sich gleichfalls erinnern, daß Eduard III.

die Thürme von Saint Denis noch nicht gesehen, und dem zu Folge sein Gelübde noch nicht erfüllt hatte.

Er hatte daher die Siegel der beiden Französischen Gefangenen Salisbury anvertraut, der, in Erwartung der Befehle seines Königs sich nach dem Schlosse Warck zurückgezogen hatte.

Wir wissen, in welcher Trauer er die Gräfin gefunden hatte.

V.

Der Graf hatte eine lange Unterredung mit seiner Gattin. Was während dieser Unterredung vorfiel, Niemand weiß es. Alles was wir sagen können, ist, daß, als Salisbury das Zimmer Alixens verließ, man ihn für ein Gespenst und nicht für einen Menschen hätte halten können, so sehr war er bleich.

Er ging wieder in den Hof hinab, befahl, daß man sein Pferd wieder sattle, und ohne ein Wort hinzuzufügen, ohne sich weder auszuruhen, noch Nahrung zu sich zu nehmen, bestieg er sein Pferd wieder und verließ das Schloß.

Der Schlag, welcher den Grafen getroffen hatte, war hart.

Nach so vielen, seinem Könige erwiesenen rechtschaffenen Diensten war dieser Verrath eine niederträchtige Schänd-

lichkeit; nach der Liebe, welche er für Alix gehabt hatte, war diese Offenbarung ein gräßliches Unglück. Zu glauben, daß seine Gattin die Mitschuldige des Königs wäre, war für den Grafen etwas Unmögliches; denn anstatt wegen geschändeter Ehre Trauer anzulegen, würde sie ihre Schande unter Lächeln und Blumen verborgen haben. Alix hatte daher, wie die Lucretia des Alterthumes, nur der List und der Gewalt unterlegen, und sie kehrte ihrem Gatten an Herz und an Gedanken als unbefleckt zurück. Aber Salisbury, der biedere Mann, der glühende Ritter, gehörte nicht zu denen, welche ihrer Ehre diese Ausflucht bewilligen. Der König hatte ihn in dem betrogen, was er am meisten liebte; er mußte ihn in dem bestrafen, was er Theuerstes hatte, und die Rache grollte in dem Herzen des Grafen um so schrecklicher, als er sie nicht sogleich befriedigen konnte.

Wer Salisbury in diesem Augenblicke gesehen hätte, hätte ihn nicht wieder erkannt. Er ritt langsam den Hügel hinab, das Herz voll von der Verwirklichung der Besorgnisse, die er gehabt hatte, als er ihn hinaufritt, und, wie der vor dem Feuer von Sodom fliehende Loth, wagte er nicht sich umzusehen. Die Sonne ging hinter dem Horizonte unter, die Nacht brach an, und der bleiche Ritter, dessen Gesicht von Zeit zu Zeit einer der letzten Strahlen der Dämmerung erleuchtete, glich einem phantastischen Ritter der Deutschen Balladen, irgend einem Wilhelm auf der Aufsuchung seiner Eleonore.

Von Zeit zu Zeit kam ein Landmann vorüber, der besorgt vor diesem finstern Reisenden stehen blieb, der ihn

grüßte, so lange als er ihm gegenüber war, und der sich bekreuzigte, sobald er vorbei war.

Das kommt daher, weil Schmerzen wie die, welche Salisbury empfand, sich auf der Stirne dessen zeichnen, der sie leidet, und aus ihm für die Menge einen Gegenstand der Bewunderung machen, wenn er ergeben ist, und des Entsetzens, wenn er es nicht ist.

Nun aber war der Graf keineswegs ergeben in das, was ihm zustieß. Wir haben gesehen, welche Liebe er für die schöne Alix, und wie er sich beeilt hatte, das für sie gethane Gelübde zu erfüllen. Alix war die einzige Erholung seiner Schlachten, die einzige Hoffnung seiner Rückkehr. Während seiner Gefangenschaft in Frankreich hatte er Vertrauen zu seiner Befreiung gehabt, weil er wußte, daß Alix in seinem Schlosse in England zu Gott für ihn beten würde, und Gott sie wie einen Engel erhören müßte. Und jetzt entschwand diese kurze Vergangenheit des Glükkes, welche nur die Quelle einer glücklichen Zukunft war, vor dem Hauche eines üppigen Königs; da raubte Eduard, während er für ihn kämpfte, ihm schändlicher Weise die Ehre seines Namens und die Ruhe seines Lebens. Als alle diese Gedanken wieder in dem Geiste des Grafen aufstiegen, erbleichte er noch mehr vor Scham und vor Zorn und legte begierig die Hand an sein Schwert; dann peitschte ihm die Abendluft das Gesicht, er warf seine Blicke um sich, und indem er in der Natur die Nacht und die Einsamkeit seines Herzens wiederfand, sagte er sich: Späterhin.

Auf diese Weise gelangte er an eine Art von einsa-

mer Hütte, und da er nicht sicher war, während der ganzen Nacht eine ähnliche wieder anzutreffen, beschloß er in ihr einzukehren, um sein Pferd sich ausruhen zu lassen, denn er fühlte wohl, daß er vor dem Ende seiner Reise und der Erfüllung des zweiten Gelübdes, das er gethan und das er in der Furcht, nochmals verrathen zu werden, in dem Grunde seines Herzens verschlossen und nicht einmal der Abendluft anvertraut hatte, weder Ruhe noch Schlaf genießen würde.

Salisbury stieg vom Pferde und klopfte an die schlecht zusammengefügte Thüre des Häuschens, vor dem er gehalten hatte.

Erstaunt, daß man zu dieser Stunde bei ihr anklopfe, kam eine alte Frau, ihm zu öffnen, und wich vor der Erscheinung dieses bleichen und schwarz gekleideten Ritters zurück.

Der Graf verlangte von ihr Gastfreundschaft für sich bis zum Morgen und Stroh für sein Pferd.

Die Alte kam von ihrem Schrecken wieder zu sich und ließ den unerwarteten Besucher eintreten. Während die Wirthin sein Pferd in den Stall führte, näherte sich der Graf einer rauchenden Lampe, welche kaum das Zimmer erleuchtete, und die diese Sorge eher dem auf dem Heerde brennenden Feuer überließ, und indem er mit Siegeln versehene Pergamente aus seinem Busen zog, untersuchte er sie aufmerksam.

Menelaos! Menelaos! murmelte er, Troja hat sich zehn Jahre lang belagert gesehen, weil ein Hirt Dir Deine Frau gestohlen hatte; ein König hat mir meine

Helena geraubt, und mit Gottes Hilfe wird es einen zweiten Trojanischen Krieg geben.

In diesem Augenblicke kehrte die alte Frau zurück, und Salisbury setzte sich wieder ganz tiefsinnig an das Feuer.

So brachte er die erste Nacht nach seinem Aufbruche von dem Schlosse von Warck zu.

Am folgenden Morgen begab er sich mit Anbruch des Tages wieder auf den Weg, ohne der, welche ihn aufgenommen hatte, andere Worte gesagt zu haben, als Worte des Dankes, als er eingetreten war, und der Dankbarkeit, als er wieder aufbrach, indem er auf dem Tische so viel zurückließ, um während eines Jahres eine Gastfreundschaft wie die zu bezahlen, welche er während zwölf Stunden erhalten hatte.

Die Horizonte verschwanden hinter ihm einer nach dem andern, ohne daß die Erinnerung aus seinem Geiste erlosch.

Zwei bis drei Male hielt er während der Hitze des Tages an, stieg vom Pferde, und indem er es in der Umgegend grasen ließ, setzte er sich an den Fuß eines Baumes und betrachtete mit traurigem Auge das glückliche Leben der Andern, in deren Mitte er vorüberkam, ohne ihnen seine Traurigkeit mitzutheilen, und ohne ihnen von ihrer Freude etwas nehmen zu können. Zwei bis drei Male fielen auch bei der Erinnerung an die glücklichen Tage, welche er gelebt hatte und die trostlosen Tage, die er leben würde, stille Thränen aus den Augen dieses Mannes, der in Mitte der Schlachten den Tod um sich

herum hatte wüthen sehen, ohne mehr dadurch gerührt zu werden, als der Felsen, der das wüthende Meer seine gefühllosen Seiten schlagen sieht, so sehr ist es wahr, daß, so stark ein Mann auch sein möge, er in den Falten seines Herzens eine furchtsame Jugend bewahrt, von der das Weib allein das Geheimniß hat, und die sie nach ihrem Gefallen mit Hoffnung, Wonne oder Schrecken erfüllt, was ihn weit leichter leiden läßt und ihm Entsetzen macht, als das Kind, das vergebens seine Mutter ruft.

Auf diese Weise gelangte er an die Küste und er erkannte den Ort wieder, wo er gelandet war, als Eduard von dem Könige von Frankreich seine Freiheit gegen die des Schottischen Gefangenen erlangt hatte. Wie Vieles hatte sich seit dieser Zeit zugetragen, was sich niemals ereignen zu sollen schien, und welchen seltsamen Spott verbarg diese königliche Freundschaft.

— O Meer! sagte der Graf, indem er seinen Blick auf den Ocean senkte, der, ruhig zu dieser Stunde, bis zu seinen Füßen spielte und in seinen Wellen die sturmlosen Wolken wiederspiegelte, mit denen der Südwind von Zeit zu Zeit das Blau des Himmels verschleierte, o Meer! Wie sehr sind deine unermeßlichen Stürme, welche deine Wellen gleich einem Heere von Titanen bis zum Himmel steigen lassen, den geheimnißvollen Leidenschaften der Menschen vorzuziehen, welche sie bis unter die gemeinsten Thiere erniedrigen, und die weit öfter tödten, als deine Wellen.

Salisbury blieb so einige Augenblicke lang in seine Träumerei versunken, dann legte er die Hand auf seine

Stirn, und als er einem Landmann begegnet war, bat er ihn, ihm anzudeuten, wo er den Herrn eines Schiffes finden würde, das ihn an die Küsten von Frankreich führen könnte.

Der Landmann zeigte ihm mit dem Finger ein Haus und setzte seinen Weg fort.

Am folgenden Abend nahm der Graf Abschied von den Küsten Englands, die er für immer zu verlassen glaubte, und am Morgen kam er in Boulogne an.

Dort begann er seine Reise wieder zu Pferde, immer allein und immer traurig, indem er am Abend in irgend einem Wirthshause einkehrte, und mit der Morgendämmerung seine Reise wieder begann.

Als er in Paris ankam, war Paris in Festen, wie ihm das oft begegnete, besonders seitdem der Waffenstillstand unterzeichnet worden war. Salisbury ritt durch diese Menge von Bürgern, Possenreißern und Rittern, und am Abend, als der Lärm der Stadt aufgehört hatte, begab er sich nach dem Louvre.

Das Louvre war zu jener Zeit sehr verschieden von dem Anblicke, den es jetzt hat. Dem großen Thurme und seiner im Jahre 1204 von Philipp August erbauten Umgebung war noch Nichts, oder zum Mindesten sehr Wenig hinzugefügt worden. Die königliche Residenz war so einfach, daß man sie für vier Mauerstücke hätte halten können, in welche auf das Gerathewohl hin kleine Fenster übereinander gebrochen waren.

Salisbury ging über den großen Hof, der in dem Mittelpunkte des Viereckes sich befand, und schlug den

Weg nach dem großen Thurme ein, der den Mittelpunkt davon bildet. Er ging über die steinerne Brücke, die über den breiten Graben geschlagen war, der den Thurm umgab, und gelangte an das eiserne Thor, welches die Wendeltreppe verschloß, auf der man in die Zimmer hinaufging.

Dort angelangt zeigte sich ein Kapitän, der ihn fragte, wohin er ginge.

—Ich will mit dem Könige Philipp sprechen, antwortete der Graf.

—In wessen Namen, fragte der Kapitän.

—Sagt Seiner Gnaden, dem Könige, daß der Graf von Salisbury, Unterthan und Abgesandter König Eduard des III., in seine Gegenwart vorgelassen zu werden verlangt.

Der Kapitän öffnete die eiserne Thüre, ließ den Grafen hinaufgehen und hieß ihn einige Augenblicke warten, dann erschien er wieder und gab Salisbury, indem er sich verneigte, einen Wink, daß der König ihn erwartete.

Er ging ihm daher voraus, und indem er einen Tapetenvorhang aufhob, ließ er ihn in das Zimmer treten, in welchem sich Philipp befand.

Der König war allein vor einem großen Tische sitzend, und schien zu träumen. Das Zimmer war nur schwach erleuchtet.

—Ihr seid es, Graf, äußerte der König, indem er erstaunte Augen auf denjenigen heftete, der erschienen war.

—Ja, gnädiger Herr, ich selbst, der Graf von Salisbury, der sich immer erinnern wird, daß er als Gefan=

gener des Königs von Frankreich von ihm als ein königlicher Gast behandelt worden ist, so daß er sich jetzt nach seiner Gefangenschaft sehnt.

Und der Graf fuhr mit der Hand über seine Stirn, wie um die schmerzlichen Bilder zu verscheuchen, welche sie belagerten.

— Setzt Euch doch neben mich und sagt mir gefälligst, welchem Umstand ich Eure angenehme Gegenwart hier verdanke.

— Gnädiger Herr, ich sagte Euch soeben, daß ich das Andenken an Eure Güte für mich bewahrt hätte, ich hätte hinzufügen sollen, daß ich käme, um Euch meine Dankbarkeit auf eine Weise zu bezeugen, die Euch sehen ließe, daß ich die Wahrheit sagte.

— Ihr kommt als von dem Könige von England abgesandt?

— Nein, gnädiger Herr. Niemand weiß, daß ich in Frankreich bin, äußerte der Graf mit dumpfer Stimme, und ich hoffe, daß Niemand jemals erfahren wird, daß ich hierher gekommen bin. Erlaubt mir, gnädiger Herr, einige Fragen an Euch zu richten.

— Thut es.

— Ihr habt einen Waffenstillstand mit dem Könige Eduard abgeschlossen?

— Ja.

— Und im Vertrauen auf diesen Waffenstillstand seid Ihr ruhig?

— Ihr seht es. Wir sind nicht allein ruhig, sondern auch noch meistentheils in Festen. Unser gutes Französi-

sches Volk ist ein großes Kind, das man belustigen muß, bis daß es sich schlägt.

—Aber, gnädiger Herr, Ihr habt dort Gefangene, wie der König Eduard deren hier hatte.

—Ich erinnere mich dessen, Messire; es sind der Sire von Clisson, der Sire Gottfried von Harcourt und der Sire Hervé von Léon, drei tapfere Feldherrn, von denen der eine mir bereits zurückgegeben ist, da ich ihn gegen den Herzog von Stanfort ausgewechselt habe. Und zwar gegen Messire Olivier von Clisson.

—O! Gnädiger Herr, Frankreich ist seit einiger Zeit unglücklich, denn gerade die, welche es vertheidigen sollten, verlassen es.

—Ich verstehe Euch nicht, äußerte der König indem er aufstand.

—Ich sagte, gnädiger Herr, daß der König Eduard Olivier Clisson gegen den Herzog von Stanfort die Freiheit wiedergegeben, und daß er sie Hervé von Léon verweigert hat.

—Das ist wahr.

—Wißt Ihr, gnädiger Herr, woher dieser Vorzug des Königs von England für einen Eurer Unterthanen kömmt?

—Ich weiß es nicht.

—Weil bei dieser Auswechselung eine Bedingung stattgefunden hat, welche Ihr nicht kennt, gnädiger Herr, weil Messire Olivier Clisson sie angenommen hat, und die in diesem Augenblicke das Königreich Frankreich in eine der größten Gefahren versetzt, die es jemals gelaufen ist.

Philipp der VI. erbleichte.

— Und Ihr, Graf, sagte er, Ihr, einer der getreuen Unterthanen des Königs Eduard kommt, mich vor der Gefahr zu warnen; Ihr habt England verlassen, um mir diese Nachricht zu melden, zum Danke, wie Ihr sagt, für die angenehme Gefangenschaft, welche ich Euch gewährt habe. Seid wann kommen die rechtschaffenen Unterthanen eines Königs so gefälliger Weise, um die feindlichen Könige von den Gefahren zu benachrichtigen, welche sie laufen?

— Seitdem, erwiderte der Graf mit ernster Stimme, seitdem während ihrer Abwesenheit die Könige die rechtschaffenen Unterthanen entehren, welche für sie kämpften.

Philipp heftete seine Blicke auf den Grafen, denn trotz dem Ausdrucke der Stimme Salisburys fürchtete er einen Verrath.

— Ihr sagt also, begann der König wieder, daß bei der Freilassung Oliviers von Clisson eine geheime Bdingung stattfand?

— Olivier und dem Könige von England allein bekannt.

— Und diese Bedingung?

— Ist ganz einfach ein Verrath, gnädiger Herr.

— Ein Verrath!

— Ja.

— Das ist unmöglich. Olivier von Clisson ist ein wackerer Feldherr

— Ich weiß es, gnädiger Herr, da ich ihn vor Rennes zu bekämpfen gehabt habe, aber Olivier von Clisson

ist ein Verräther, da ich die Beweise davon habe, und hier sind diese Beweise.

Und indem er das sagte, zeigte Salisbury dem Könige Philipp die Siegel Oliviers von Clisson und Gottfrieds von Harcourt.

Philipp las die Versprechungen der beiden Gefangenen, und indem er Salisbury anblickte, sagte er mit bebender Stimme zu ihm:

— Bei dem Ende des Waffenstillstandes stand Frankreich demnach Eurem Könige durch diese Verträge offen?

— Ja, gnädiger Herr.

— Ah! Eduard der III. ist ein schlauer Mann. Demnach also, fuhr Philipp fort, verlassen und verrathen meine besten Ritter mich, Olivier von Clisson, Gottfried von Harcourt, Laval, Johann von Montauban, Alain von Quedillac, Wilhelm, Johann und Olivier von Brieux, Denis du Plessis, Johann Mallart, Johann von Sedinari, Denis von Gallac, Heinrich von Malestroit. Ach! Ich werde mich auf eine grausame Weise rächen. Wißt Ihr wohl, was Ihr da gethan habt, Graf?

— Ja, gnädiger Herr.

— Ihr habt mein theuerstes Vertrauen zerstört.

— Eduard hat meine heiligsten Hoffnungen vernichtet.

— Ihr werdet das edelste Blut Frankreichs fließen lassen.

— Was kümmert es mich! Gnädiger Herr, wenn ich nur gerächt bin.

— Und woher kömmt es, daß auch Ihr Euren König verlaßt?

— Ich habe es Euch bereits gesagt, gnädiger Herr, das kömmt daher, weil mein König mir schändlicher Weise mein theuerstes Gut, die Ehre meines Namens, das Blut meines Herzens, die einzige Hoffnung meines Lebens gestohlen hat. O! Gnädiger Herr, bestraft und vergießt Blut, laßt Schaffotte errichten und erfindet Martern, aber so hoch Eure Rache auch steigen möge, sie wird niemals meinem Schmerze und meinem Hasse gleich sein.

— Und was wollt Ihr thun?

— Weiß ich es, gnädiger Herr, was soll ein Mann thun, dessen Herz gebrochen ist?

— Bleibt einige Zeit lang in Frankreich, Graf, und Ihr werdet sehen, wie der König den Verrath bestraft.

— Jetzt, gnädiger Herr, sagte Salisbury, bleibt mir noch übrig, Euch um die Erlaubniß zu ersuchen, mich zurückzuziehen, indem ich Euch bitte, mir diese Pergamente zurückzugeben.

— Sie Euch zurückgeben, und wozu?

— Weil, gnädiger Herr, diese Angeberei, die heute wegen dessen, was ich gelitten habe, zu entschuldigen ist, es vielleicht für die Zukunft nicht sein wird.

— Ich schwöre Euch, Graf, sagte der König, daß Niemand erfahren wird, daß ich diese Papiere habe, daß Niemand erfahren wird, daß Ihr mir dieselben übergeben habt, und daß ich strafen werde, indem ich die Verantwortlichkeit der Strafe allein auf mich nehme. Aber laßt mir diese Beweise, denn das Verbrechen dieser Männer ist so gräßlich, daß ich, wenn Ihr nicht mehr da seid,

daran zweifeln und vielleicht nicht mehr zu strafen wagen würde, wenn ich sie nicht immer vor Augen hätte.

— Es ist gut, gnädiger Herr, äußerte der Graf, ich behalte Euer Wort.

— Gott befohlen, Messire, und vergeßt niemals die Gastfreundschaft des Hauses Frankreich.

Salisbury entfernte sich.

Die Nacht war finster. Er verließ das Louvre, das an dem Himmel den finsteren Schattenriß seines Thurmes zeigte, in welchem hie und da einige Lichter wachten.

— Jetzt, sagte er, indem er die Ringmauer des Pallastes überschritt, jetzt bin ich sicher, König Eduard von England, daß Du Dein Gelübde nicht erfüllen wirst.

Und er verschwand in dem Schatten der Nacht.

VI.

Gleich am folgenden Tage ließ der König bekannt machen, daß in dem Anfange des Monats Januar 1343 Feste stattfinden würden.

In der That, für den 15. dieses Monats wurde ein Turnier angekündigt, bei welchem alle edlen Ritter des Reiches Lanzen brechen, und an dem der König Philipp VI. selbst Theil nehmen sollte.

Dem zu Folge wurden Herolde in die benachbarten Provinzen abgesandt, die beauftragt waren, die Kämpfenden einzuladen.

Große Vorbereitungen wurden gemacht, ohne daß Jemand errathen konnte, welche blutige Entwickelung sie haben sollten.

Zwei bis drei Tage vor dem Turniere ließ der König den Prevot von Paris rufen.

—Sind Alle die in Paris, deren Liste ich Euch übergeben habe? fragte er.

—Ja, gnädiger Herr.

—Messire Olivier von Clisson?

—Ist heute Morgen angekommen.

—Und Messire Gottfried von Harcourt.

—Ist der einzige, der nicht nach Paris gekommen ist.

—Sollte er Etwas ahnen, murmelte der König, indem er mit großen Schritten in dem Zimmer auf- und abging. Aber in jedem Falle ist seine Frau hier?

—Ja, gnädiger Herr.

—O! mein Bruder von Artois, es scheint, daß Ihr nicht der einzige Verräther unseres Reiches seid, und Eure Verbündeten sich jetzt zeigen. Aber! mit Gottes Hilfe werde ich Euch Alle vernichten, müßte ich dazu Eure Schlösser bis auf den Boden schleifen und Eure letzten Nachkommen hängen lassen.

—Der gnädige Herr hat mir keine anderen Befehle zu geben? fragte der Prevot.

—Nein, geht.

Drei Tage nachher war Paris in Bewegung.

Die Sonne war weit strahlender aufgegangen, als man es zu hoffen gewagt hatte, wie als ob der Himmel das Fest hätte beschützen wollen, das stattfinden sollte.

Von dem Morgen an waren wie bei dem Feste, das der König Philipp der Schöne Eduard II. und Isabellen bei ihrer Reise nach Frankreich gegeben hatte, die Straßen von Paris behangen, das heißt, daß die Häuser mit

Teppichen behangen waren. Prozessionen fanden statt, die aus Bürgern und allen Handwerkszünften bestanden die einen zu Fuß, die andern zu Pferde, und von Instrumenten begleitet, die einen großen Lärm machten.

Dann kamen Minnesänger und Possenreißer aller Art, die in bunte Kostüme gekleidet waren, und sich mit einer Musik von Hörnern und Handtrommeln begleiteten.

Der König und sein Gefolge betrachteten diesen ganzen Zug, der sich unter lautem Geschrei nach der Insel Notre Dame begab.

Dann kamen noch die Ritter des Turnieres, Alle auf prachtvoll geschirrten Pferden reitend, und mit ihren reichsten Rüstungen angethan, jeder von seinem Knappen begleitet, der das Banner seines Herrn, auf dem man irgend einen edlen Wahlspruch las, in dem Winde entfaltete.

Dann endlich kam das Volk, mit demselben Geschrei, daß es immer jedes Mal wiederfindet, wenn man ihm ein neues Fest gibt.

Am Abend fanden Feste und Schauspiele statt, und am folgenden Tage um Mittag sollte in der Abtei Saint Germain des Pres das Turnier beginnen, für welches sich so viele Ritter hatten einschreiben lassen.

Dieses Turnier war auf Befehl des Königs um einen Tag verschoben worden, da er ohne Zweifel vier und zwanzig Stunden länger in der Hoffnung warten wollte, daß Gottfried von Harcourt ankommen würde, aber trotz dieses Aufschubes kam Gottfried nicht.

Um Mittag betrat man also den Kampfplatz.

Wir finden auf diesem Turniere Eustachius von Ri-

beaumont wieder, mit dem wir bereits Bekanntschaft gemacht haben, und dem wir in dem Laufe dieser Geschichte nochmals wieder erscheinen sehen werden.

An diesem Tage that er Wunder, und nach mehreren Rennen, die ihm große Ehre machten, rief ihn der König und ließ ihn sich an die Seite des alten Königs von Böhmen, Johann von Luxembourg, setzen, welcher, obgleich blind, diesem Schauspiele hatte beiwohnen wollen, und dessen Herz jedes Mal vor Freude erbebte, wenn ein schöner Stoß ausgeführt worden war, den man ihn während der Beifallsbezeugungen erzählte.

Was Philipp anbetrifft, so war er bleich. Eine große Unruhe bewegte ihn, und er schien voll Ungeduld Etwas zu erwarten, das sich nicht schnell genug zutrug. Endlich erschien ein vollständig gerüsteter Ritter auf dem Kampfplatze, und der König erkannte ihn ohne Zweifel, denn sein Gesicht entflammte sich zugleich mit einem Strahle des Hasses und der Freude.

Dieser Ritter, der kein anderer war, als Olivier von Clisson, berührte mit seiner Lanze das Schild eines anderen Ritters, und kehrte zurück, um seine Stellung an dem andern Ende des Kampfplatzes einzunehmen; aber in dem Augenblicke, wo er seine Lanze auslegen wollte, schritten vier Mann, von dem Prevot von Paris begleitet, auf ihn zu, welcher zu ihm sagte:

— Messire Olivier von Clisson, im Namen des Königs verhafte ich Euch als Verräther und Verbündeter des Königs von England, und wir erklären gleichfalls als Verräther den Sire von Laval, Johann von Montauban, Alain

von Quedillac, Wilhelm von Brieux, Johann und Olivier seine Brüder, Denis du Plessis, Johann Malart, Johann von Sennedavi, Denis von Callac, die hier anwesend sind, und Gottfried von Harcourt, der sich nicht in unserem Reiche befindet, indem wir sie auffordern, uns ihre Schwerter zu übergeben.

Aller Augen hefteten sich auf die Bühne des Königs, aber Philipp hatte sich bereits entfernt.

Eine große Bestürzung verbreitete sich in dieser ganzen Menge. Die Ritter, welche wir so eben genannt haben, übergaben ihre Schwerter, und eine Compagnie der Prevotei führte sie nach dem Chatelet, das sich hinter ihnen wieder verschloß.

Das Volk zog sich schweigend und noch ganz bestürzt über den Auftritt zurück, der sich vor seinen Augen zugetragen hatte.

Während dieser Zeit war Heinrich von Malestroit, ehemaliger Requetenmeister des Hotels Philipp von Valois, des Verrathes angeklagt, verhaftet und wie die andern eingekerkert worden.

Von diesem Tage an schien Philipp weit ruhiger und weit vergnügter.

Es fand weder Prozeß, noch Urtheil, noch Beweise statt. Die Angeklagten wurden zum Tode verdammt. Sie wußten, daß sie ihn verdienten, das war Alles, dessen es bedurfte.

Was das Volk anbetrifft, so hatte man ihm keine Gründe anzugeben. Es stand ihm frei, der Hinrichtung

beizuwohnen, deren Schauspiel man ihm anstatt des Festes des Turnieres gab, das es nicht gesehen hatte.

Bei der Nachricht von dieser Verhaftung forderte der Bischof von Paris Heinrich von Malestroit als Geistlichen zurück, der einzig und allein von der Gerichtsbarkeit des Papstes abhinge. Heinrich von Malestroit wurde daher freigelassen, aber seine Strafe sollte deshalb, weil sie langsamer war, nicht minder schrecklich sein.

Die Hinrichtungen wurden für den 29. November 1343 festgesetzt.

Bis dahin hatte man von Seiten derer, welche verhaftet worden waren, kein Geständniß erlangen können.

Am 28. Abends ging Philipp VI. selbst in den Kerker Oliviers von Clisson hinab, der fast an eine Begnadigung glaubte, als er den König ihn besuchen sah.

Olivier wollte Anfangs leugnen, aber Philipp zeigte ihn das mit seinem Siegel versehene Schreiben, durch welches er sich und seine Gefährten dem Könige von England verpflichtet hatte.

Olivier senkte den Kopf und antwortete Nichts. Der König kehrte nach dem Louvre zurück, und am folgenden Tage um eilf Uhr Morgens wurden die Gefangenen aus dem Chatelet nach den Hallen in Mitte einer unermeßlichen Volksmasse gebracht, die hinter ihnen herbeieilte.

Das Schaffot war auf den Hallen von Paris aufgeschlagen.

Der König hatte diesem Schauspiele beiwohnen wollen, und hinter einem Fenster, dem einzigen, das auf dem ganzen Platze geschlossen war, hielt sich der königliche

Schatten auf, der die Augen glühend auf das Schaffot gerichtet hielt.

In dem Augenblicke des Todes gestand Olivier von Clisson öffentlich sein Verbrechen, indem er sagte, daß er, bevor er vor Gott erschiene, durch dieses Geständniß seine Gnade verdienen wollte.

Noch vierzehn Köpfe fielen an diesem Tage, wie als ob Philipp den Thron mit einem Graben von Blut hätte umgeben wollen, um ihn unangreifbar zu machen.

Als die Gerechtigkeit des Königs vollzogen war, begab sich jeder, entsetzt über den Auftritt, dessen Zeuge er gewesen, langsam wieder nach seiner Wohnung. Ein Mann hatte sich unter die gemischt, welche dieses Schauspiel angezogen hatte, und als es beendigt war, entfernte er sich wie alle Andern. Nur, statt in das Innere der Stadt zurückzukehren, verließ er die Ringmauern von Paris, und ein Hundert Schritte weit von den Mauern fand er einen Knappen, der ihn mit zwei Pferden erwartete. Er nahm eines davon, der Knappe nahm das andere, und beide entfernten sich rasch.

Dieser Mann war der Graf von Salisbury, der Nichts mehr in Paris zu sehen hatte.

Diese erste Hinrichtung hatte indessen Philipp noch nicht gesättigt, dem, wie man sich erinnern wird, der Bischof ein Opfer entrissen hatte.

Sobald er gezwungen gewesen war, Heinrich von Malestroit auszuliefern, hatte der König an den Papst geschrieben, indem er ihm das Verbrechen erzählte, dessen der Geistliche sich schuldig gemacht hätte, und ihn um die Er-

laubniß gebeten, ihn, wo nicht mit dem Tode zu bestrafen, doch zum Mindesten mit irgend einer Züchtigung zu brandmarken.

Wir haben gesehen, daß der Papst zu denen gehörte, die am Meisten dem Könige von Frankreich unterwürfig waren, er sandte daher Philipp die von ihm verlangte Bevollmächtigung, und der König beeilte sich, Heinrich von Malestroit verhaften zu lassen.

Er hielt sein Wort und verurtheilte ihn nicht zum Tode.

Er wurde nur seiner Würden entsetzt, und da diese Strafe nicht genügend schien, so ließ ihn Philipp auf eine Leiter erheben, auf welcher er von dem Pöbel gesteinigt wurde.

— Vox populi, vox dei, sagte Philipp VI. am Abend, als man ihm den Tod Heinrichs von Malestroit meldete.

Die Nachricht von dem Tode Clissons und der andern Ritter zögerte nicht, nach England zu gelangen, und der König Eduard war so erzürnt darüber, daß er sogleich ausrief, daß er den Tod derer, welche sich mit ihm verbündet hätten, auf eine grausame Weise rächen würde, und da der König von Frankreich sich das erlaubt, so erlaubte er sich, den abgeschlossenen Waffenstillstand zu brechen.

Hierauf ließ er den Grafen von Derby rufen, dem er das mittheilte, was sich zugetragen, und den Entschluß, den er gefaßt hätte, Hervè von Lèon das Schicksal erdulden zu lassen, welches Philipp die Bretagnischen und Normanischen Ritter hatte erdulden lassen.

— Sire, sagte der Graf zu ihm, Ihr steht im Be-

griffe, durch diesen Tod Euren Ruhm für ewig zu verdunkeln. Laßt Euren Nachbar von Frankreich grausam sein, aber seid Ihr es nicht, und statt Hervè von Léon hinzurichten, weil er seinem Könige treu geblieben ist, gebt ihm im Gegentheile die Freiheit mittelst eines schwachen Lösegeldes, damit er überall die Gerechtigkeit und die Großmuth des Königs von England preisen kann.

—Ihr habt Recht, mein Vetter, sagte der König, indem er dem Grafen seine Hand reichte; die Könige sollten in ihren Augenblicken des Zornes immer einen Mann wie Ihr bei sich haben.

—Den Waffenstillstand zu brechen, das ist Gerechtigkeit, antwortete Derby, indem er sich verneigte; führt Krieg, das ist Euer Recht, und wenn Ihr tapferer und biederer Ritter bedürft, Sire, so wißt Ihr, auf wen Ihr rechnen könnt.

—Ja, ich weiß, was Ihr sagen wollt, Graf. Ich werde daher auch ein solches Heer nach Frankreich senden, daß Philipp den Tod dieser tapferen Ritter, deren Seele Gott gnädig sein wolle, ewig bereuen wird. Ein letztes Mal, habt Dank für Euren Rath, mein Vetter.

Nun befahl der König, daß man Hervè von Léon vor ihm führe, und als dieser gekommen war, sagte er zu ihm:

—Ah! Messire Hervè, mein Gegner, Philipp von Valois hat schändlicher Weise tapfere Ritter sterben lassen, und die Nachricht davon hat mir großen Kummer verursacht. Ich wollte es daher auch mit Euch so machen, wie er es mit ihnen gemacht hat, denn Ihr seid einer von denen, die mir am Meisten in der Bretagne geschadet ha-

ben; aber ich ziehe es vor, daß meine Ehre meinen Zorn beherrscht, und ich will Euch für ein geringes Lösegeld abziehen lassen.

Dankt für diese Gnade dem Grafen von Derby, dessen Rathe Ihr sie verdankt.

Die beiden Ritter verneigten sich vor einander, und Messire Hervé erwiderte:

— Theurer Sire, wenn Ihr mir irgend Etwas zu befehlen habt, so sagt es, und Alles, was ich rechtschaffener Weise für Euch zu thun vermögte, werde ich thun.

— Wohlan! erwiderte der König, ich weiß, Messire, daß Ihr einer der reichsten Ritter der Bretagne seid, und daß ich dem zu Folge dreißig bis vierzig Tausend Thaler von Euch fordern könnte, die Ihr mir geben würdet; aber ich wiederhole es Euch, ein geringes Lösegeld wird mir unter der Bedingung genügen, daß Ihr bei Eurer Ankunft in Frankreich zu meinem Gegner Philipp geht, und ihm in meinem Namen sagt, daß er, indem er so viele tapfere Ritter hätte sterben lassen, er den geschlossenen Waffenstillstand gebrochen hätte, und daß ich ihn dem zu Folge herausfordere, und ihm von Neuem den Krieg erkläre.

Wenn Ihr diesen Auftrag vollzieht, Messire, so wird Euer Lösegeld nur zehn Tausend Thaler sein, die Ihr drei Monate, nachdem Ihr wieder über das Meer gegangen, nach Brugge senden werdet.

— Gnädiger Herr, sagte nun Messire Hervé von Léon, von Dankbarkeit für diese Gnade des Königs erfüllt, ich werde so handeln, wie Ihr es wünscht, und möge Gott

Euch eines Tages die Artigkeit vergelten, welche Ihr mir heute erzeigt.

Hervé von Léon blieb nachher nicht lange Zeit in England, er kam nach Hennebon, wo er sich nach Harfleur einschiffte. Aber die Seekrankheit überfiel ihn, und er wurde so krank, daß er beinahe daran gestorben wäre. Er gelangte indessen nach Paris, wo er den Auftrag ausführen konnte, den ihm Eduard III. anvertraut hatte.

VII.

Während dieser Zeit hatten die Feindseligkeiten in der Bretagne fortgedauert. Robert von Artois, den wir in Hennebon gelassen haben, hatte die Stadt Rennes genommen, aus welcher Hervè von Léon und Olivier von Clisson entflohen waren, und wo sie bei dem zweiten Sturme gefangen genommen wurden.

Wir haben gesehen, was aus diesem Fange hervorgegangen war, aber die Angelegenheiten Frankreichs hatten nicht verhindert, daß die Angelegenheiten der Gräfin von Montfort und Karls von Blois ihren Gang fortsetzten.

Eduard der III. hatte daher die Stadt Dynan belagert, während Salisbury nach dem Schlosse Warck zurückkehrte, und seine Entehrung aus Alix's eigenem Munde erfuhr.

Eduard hatte auf der Stelle gesehen, daß die Stadt

einnehmbar wäre, denn sie war nur mit Palissaden verschlossen.

Dem zu Folge ließ er seine Bogenschützen Nachen besteigen, und sich der Stadt auf Pfeilschußweite nähern, von wo aus sie die, welche die Palissaden vertheidigten, so geschickter Weise angriffen, daß sie sich kaum zu zeigen wagten.

Zu gleicher Zeit trennten sich andere Nachen von denen der Bogenschützen. Diese trugen mit großen scharfen Aexten bewaffnete Männer, und beschützt durch die Pfeile der Bogenschützen, welche über ihren Köpfen hinzogen und sie wie ein eisernes Dach deckten, begannen sie diese Palissaden anzugreifen, und das so rasch, daß sie in sehr kurzer Zeit eine große Strecke davon abhieben und in die Stadt drangen.

—Jeder, der in dieselbe eindringen wollte, drang in sie ein, sagt Froissard, und als die Besatzung der Stadt die Engländer gleich einer Todesfluth bei sich eindringen sahen, so entflohen sie in Unordnung nach dem Markte, indem sie Messire Peter Porteboeuf, der ihr Anführer war, in den Händen der Belagerer ließen.

Diesem ersten Siege sollte indessen eine Niederlage folgen. Nach der Einnahme von Dynan zog Eduard, der mit der in ihr gemachten Beute zufrieden war, denn die Stadt war sehr reich, weiter, ohne daß er nur eine Besatzung darin zurückließ, und er ging nach der Seite von Rennes, vor welcher Stadt er sein Lager aufschlug.

Nun aber befanden sich während dieser Zeit zwischen der Bretagne und England Schiffe, welche Messire Lud-

wig von Spanien, Messire Karl Aiman und Messire Otto Doré commandirten, Schiffe, die mit Genuesen und Spaniern besetzt waren, welche den Engländern jedes Mal großen Schaden verursachten, wenn diese vor Rennes kamen, um Lebensmittel zu holen.

Sie benutzten daher einen Augenblick, wo das Schiff des Königs, das bei Rennes vor Anker lag, ziemlich schlecht bewacht war, um es anzugreifen. Sie tödteten einen großen Theil der Schiffsmannschaft, und hätten ohne Zweifel den Rest getödtet, wenn die, welche vor der Stadt lagen, nicht dem Englischen Schiffe zu Hilfe gekommen wären, was Ludwig von Spanien und seine Gesellen nicht verhinderte, vier mit Lebensmitteln beladene Englische Schiffe fortzuführen. Um sicher zu sein, daß man sie ihnen nicht wieder abnähme, zerstörten sie davon drei und behielten nur eines mit ihrer Beute beladen.

Von diesem Auginblicke an ließ Eduard einen Theil seiner Flotte in dem Hafen von Havre, und den andern in dem Hafen von Hennebon bleiben.

Indessen wurde die Belagerung vor Vannes, vor Nantes und vor Rennes fortgesetzt, ohne daß man von Karl von Blois sprechen hörte.

Dies war die Zeit, wo der Herzog von der Normandie einen Zug nach der Bretagne machte, um ihm beizustehen. Er verließ die Stadt Angers mit vier und dreißig Tausend Mann unter Anführung des Sire von Montmorency und des Sire von Saint Venant. Dann kamen der Herzog von der Normandie, der Graf von Alençon, sein Oheim, und der Graf von Blois, sein

Vetter. Es gab ferner dabei die edelsten Namen von Frankreich, den Herzog von Bourbon, den Grafen von Ponthieu, den Grafen von Boulogne, den Grafen von Vendôme, den Grafen von Dampmartin, den Sire von Craon, den Sire von Couch, den Sire von Sully, den Sire von Frimes, den Sire von Roye und andere Barone und Ritter der Normandie, der Auvergne, von Berry, von Anjou, von Maine, von Poitou, und von Saintonge in so großer Anzahl, daß man sie nicht alle zu nennen vermögte.

Diese Nachrichten kamen den Englischen Großen zu, welche Nantes belagerten. Sie unterrichteten sogleich Eduard davon, indem sie ihn fragen ließen, was sie thun sollten, und ob sie sich zurückziehen oder abwarten müßten.

Als der König von England diesen Beistand erfuhr, der Karl von Blois zukam, wurde er ganz tiefsinnig, indem er sich fragte, ob er nicht besser thäte, die Belagerung von Vannes und von Rennes zu verlassen, und sich mit allen seinen Streitkräften zu der von Nantes zu begeben.

Nun verlangte er Rath von seinen Rittern, und es wurde beschlossen, daß, da er Nantes nahe genug wäre, um sich dorthin zu begeben, sobald es Noth thun würde, sie vor Vannes bleiben wollten. Dem zu Folge wurden die, welche sich vor Nantes befanden, zurückberufen und vor Vannes gelegt.

Der Herzog von der Normandie richtete sich mit seinem ganzen Heere oder zum Mindesten mit einem Theile

seiner Truppen in Nantes ein, denn es war so zahlreich, daß sie nicht Alle in der Stadt Raum hatten.

Während der Herzog von der Normandie in Nantes war, benutzten die Engländer die Zeit, um Rennes zu belagern.

Das war einer der schönsten Stürme, die in diesem ganzen Feldzuge ausgeführt wurden, denn er dauerte einen ganzen Tag, und es befanden sich in Rennes gute Bretagnische Ritter und Knappen, wie der Baron von Ancenis, der Baron du Tout, Messire Johann von Malestroit, Yvain Charruel und Bertrand Duguesclin.

Als er das sah, brach der Herzog von der Normandie mit seinem ganzen Heere von Nantes auf und kam vor Vannes, um dort eher auf seine Feinde zu stoßen.

Die Franzosen schlugen ihr Lager auf dem Felde auf, indem sie einen Graben um dasselbe herum aufwerfen ließen, um die Zelte zu beschützen, die sie aufgeschlagen hatten.

Nun begannen Scharmützel zwischen den Truppen Eduards und des Herzogs von der Normandie, denn die Engländer kamen, die Franzosen anzugreifen, und schwärmten wie ein Bienenschwarm um den Bienenkorb um ihr Lager herum.

Als das der König von England sah, ließ er denen sagen, welche die Belagerung von Rennes hielten, zu ihm zu stoßen, damit er weit stärker wäre. Er erwartete besonders den Grafen von Salisbury, dem er nach dem Schlosse von Warck den Befehl zugesandt hatte, wieder zu ihm zu kommen.

Die beiden Englischen und Französischen Heere waren sehr schön, denn zwei Könige führten sie an. In der That, Philipp war selbst nach der Bretagne gekommen, und sehen wir hier, wie Eduard es erfuhr.

Eines Morgens erschien ein von dem Französischen Heere abgesandter Herold in dem Zelte des Königs.

— Sire, sagte er zu Eduard, ich komme im Namen meines Herrn, des Königs von Frankreich, Euch zu sagen, daß er in dem Lager des Herzogs von der Normandie angekommen ist, und daß er, dieser endlosen Streitigkeiten müde, Euch zum Zweikampfe herausfordert, damit Gott diesen nutzlosen Kriegen ein Ziel setze.

— Antwortet Eurem Herrn, sagte Eduard, daß ich ihm Dank weiß für die Ehre, welche er mir erzeigt, daß aber der König das verweigert, was der Ritter angenommen hätte. Zuviel wichtige Schicksale ruhen in meinen Händen, als daß ich sie den Möglichkeiten eines Zweikampfes aussetzen kann.

Indem er dieses sagte, übergab der König von England dem Herolde einen Ring von großem Werthe, damit er ihn zum Andenken seiner Sendung bewahre.

Die Scharmützel dauerten fort, aber ein wenig blutiger als zuvor. Robert von Artois, welcher sich dem Könige von England angeschlossen hatte, war keiner von denen, welche dabei am Wenigsten kämpften. Jeden Tag fand er mit einigen andern, gleich ihm tapferen Rittern Gelegenheit, irgend eine schöne Waffenthat auszuführen, welche er nachher dem Könige erzählte, und die ihm von Seiten Eduards große Achtung eintrug.

— Ich vermag nicht ruhig zu bleiben, sagte er zu dem Könige, wenn ich Leute dieses undankbaren Frankreichs sehe, und mein Herz ist dann erst ruhig, wenn ich einige von ihnen getödtet habe.

Aber es ereignete sich, daß Robert von Artois, der nur von einigen Reitern begleitet war, eines Tages in einen Hinterhalt fiel, und daß er und seine kleine Schaar sich sogleich von Feinden umringt befanden.

Sie vertheidigten sich tapfer, aber die Franzosen waren zahlreich, Roberts Pferd wurde getödtet, und der Graf tödtlich verwundet. Die Engländer, welche aus der Ferne sahen, was vorging, kamen ihnen zu Hilfe, aber zu spät, und brachten nach dem Lager Eduards den noch lebenden Robert zurück, der aber aus drei bis vier tiefen Wunden blutete, die er sowohl an dem Kopfe, als an der Brust und an dem Arme erhalten hatte.

Als Eduard diese Nachricht erfahren hatte, begab er sich sogleich zu dem Grafen, den er unter seinem Zelte auf seinem Bette liegend fand, und der, indem er ihm die Hand reichte, zu ihm sagte:

— Edler Sire, ich werde bald sterben, und ohne daß ich das Gelübde habe erfüllen können, das ich gethan habe, mich selbst zu rächen; aber ich übergebe meine Rache Euren Händen, und ich bitte Euch sterbend, dem Könige von Frankreich, der mich so ungerechter Weise beraubt hat, keine Gnade angedeihen zu lassen.

— Aber vielleicht werdet Ihr dieses Mal nicht sterben, sagte Eduard, und werdet Euer Gelübde selbst erfüllen können.

— Ach! ach! äußerte der Graf, Gott weiß, daß ich das Leben nur bedaure, weil, indem ich es verlasse, ich den Dienst des huldreichen Königs verlasse, der mich aufgenommen und beschützt hat, aber ich weiß, daß ich jetzt kein langes Leben mehr haben werde, und daß ich nichts Anderes mehr zu thun habe, als meine Seele demjenigen anzuempfehlen, der mich nun auch in seinem ewigen Reiche aufnehmen wird.

Und der König Eduard vermogte seine Thränen und seine Klagen über den Tod dieses tapferen Ritters nicht zu unterdrücken, den er sehr liebte.

Der Graf, welcher sich immer mehr erschwachen fühlte, ergriff ein letztes Mal die Hand des Königs, und indem er sie an seine Lippen führte, sagte er zu ihm:

— Sire, erinnert Euch des Versprechens, das Ihr demjenigen gegeben habt, der sterben wird.

— Ich schwöre, sagte der König, durch alle Mittel den Schaden zu rächen, den der König Philipp Euch zugefügt hat, Graf, und Euren Tod, der mir in dem Grade das Herz bluten läßt, daß ich dem, der Euch das Leben wiedergäbe, alles das geben würde, was er wünschen könnte, so große Achtung und Freundschaft hege ich für Euch.

— Habt Dank, Sire, flüsterte der Graf mit geschwächter Stimme, und ich werde gänzlich befriedigt sterben, wenn mein Leib in Eurem Land ruht, das mir so gastfreundlich war.

— Es soll nach Eurem Willen geschehen.

Wie als ob er dieses letzte Versprechen nur abgewar-

tet hätte, um zu sterben, verfiel der Graf in den Todeskampf und verschied kurze Zeit nachher.

Eduard erneuerte auf der Leiche den Schwur, den er dem Sterbenden geleistet hatte, und wir werden späterhin sehen, wie er ihn erfüllte.

Die Leiche des Grafen wurde nach London gebracht und in der Sanct Paulskirche begraben, wo ihm der König ein Leichenbegängniß halten ließ, wie er es seinem Sohne hätte halten lassen.

Die beiden Heere standen einander immer noch gegenüber, indem sie einen günstigen Augenblick abwarteten, um sich anzugreifen, als der Bischof von Preneste, Pierre-des-Prés, und Stephan Aubert, Bischof von Clermont, von Clemens den VI., der damals den päpstlichen Thron einnahm, abgesandt ankamen. Diese beiden Bischöfe gingen von dem einen Heere zu dem andern, um sie zu vergleichen, aber sie wollten von Nichts hören. Eduard, den der Tod Roberts von Artois noch mehr erzürnt hatte, wollte keinen Waffenstillstand bewilligen, welches die Bedingungen auch sein möchten. Er sagte, daß er nur als Sieger oder als Besiegter abziehen würde.

So standen die Dinge, als der Bote zurückkehrte, den Eduard abgesandt hatte, um den Grafen von Salisbury zu holen.

Gleich nach seiner Ankunft ging er zu dem Könige.

—Ich habe Euren Auftrag ausgeführt, gnädiger Herr, sagte er zu ihm.

—Und der Graf? fragte der König.

—Der Graf befindet sich nicht auf dem Schlosse von Warck.

—Und wo ist er?

—Niemand weiß es, Sire. Er ist eines Tages gekommen, und an demselben Tage wieder allein aufgebrochen und ohne zu sagen, wohin er ginge, noch ob er zurückkehren würde.

Bei dieser Nachricht errieth Eduard ein Unglück.

—Und die Gräfin, sagte er, habt Ihr sie gesehen?

—Nein, gnädiger Herr. Alles was ich habe erfahren können, ist, daß die Gräfin ohne Zweifel einen ihr sehr theuren Verwandten verloren hatte, denn sie verließ ihr Betzimmer nicht mehr und führt eine große Trauer.

—Es ist gut, äußerte der König.

Und er entfernte sich tiefsinnig.

VIII.

Von diesem Augenblicke an war Eduard für die Anträge zum Waffenstillstande, welche ihm die beiden Bischöfe machten, weit zugänglicher, denn es drängte ihn, nach England zurückzukehren, und die Ursachen der geheimnißvollen Abreise Salisburys und der großen Trauer der Gräfin zu ergründen.

Dem zu Folge kam man überein, daß die beiden Heere sich zurückzögen, und daß am 19. Januar des folgenden Jahres von den beiden Königen Gesandte nach Malestroit abgeschickt werden sollten, um dort den Frieden abzuschließen.

Frankreich beauftragte mit dieser Sendung Eudes, Herzog von Burgund, und Peter, Herzog von Bourbon.

England vertraute seine Vollmachten Heinrich, Grafen von Lancaster, und Wilhelm von Bohun an.

Was Eduard anbetrifft, so kehrte er nach London zurück, und dort erfuhr er erst die Hinrichtung der Bretagnischen und Normanischen Großen. Diese Hinrichtung traf so vollkommen mit der Abreise Salisburys zusammen, daß er nicht mehr daran zweifelte, daß er von dem Grafen verrathen worden wäre.

Die Lage war ernst für Eduard.

Robert von Artois war gestorben, Salisbury verließ ihn, die Bretagne und die Normandie, auf die er so sehr gerechnet hatte, waren ihm durch den Tod ihrer Ritter und die Einsicht verschlossen, welche Philipp von dem Vertrage Clissons mit England genommen hatte.

Alix, die er immer noch liebte, und die er sogar weit mehr liebte, als ehedem, verfluchte ihn ohne Zweifel in ihrer Trauer. Eduard mußte daher an irgend Jemand den Zorn auslassen, den diese Umstände in seinem Herzen aufhäuften.

Wie immer war es Frankreich, das ihn erbte.

Wir haben gesehen, daß Eduard bereits durch Herv. von Léon eine Kriegserklärung an Philipp abgesandt hatte.

Das war nicht Alles.

Wie man sich erinnern wird, hatte van Artveld ihm Flandern für seinen Sohn angeboten, und bevor er sich nach Gent begab, ertheilte er dem Grafen Derby den Oberbefehl des Heeres, das die Guyenne angreifen sollte.

Wir wollen zuvörderst dem Grafen folgen und nachher den König begleiten und sehen, welche Ereignisse er bei seiner Ankunft bei seinem Gevatter van Artveld fand.

Als alle Vorbereitungen getroffen, die Leute gekom-

men, die Schiffe befrachtet und ausgerüstet waren, nahm der Graf Abschied von dem Könige und ging nach Hantonne, wo sich seine ganze Flotte befand; dort schiffte er sich ein und segelte nach Bayonne, wo sie landeten und alle ihre Vorräthe ausschifften. Dann zogen sie nach Bordeaux, wo sie mit großem Jubel empfangen wurden, so sehr liebten sie die Bewohner von Bordeaux.

Der Graf erhielt seine Wohnung in der Abtei von Saint Andrieu, und alle seine Leute blieben in der Stadt.

Die Nachricht von der Ankunft des Grafen Derby gelangte schnell zu dem Grafen von Lille, der Bergerac für den König von Frankreich besetzt hielt. Er ließ daher sogleich diejenigen, welche sich an ihn anschließen wollten, benachrichtigen, dort zu ihm zu stoßen, und alle die Herren, welche Philipp treu geblieben waren, eilten herbei.

Es waren der Graf von Pierregort, der Vicomte von Carmaing, der Vicomte von Villemur, der Graf von Valentinois, der Graf von Mirande, der Herr von Duras, der Herr von Taride, der Herr von der Barde, der Herr von Pincornet, der Vicomte von Castelbon, der Herr von Chateauneuf, der Herr von Lescun und der Abt von Saint Silvier.

Als sie Alle versammelt waren, theilte ihnen der Graf von Lille die Gefahr mit, und fragte sie, was zu thun wäre, um sie abzuwenden. Sie antworteten, daß sie stark genug wären, um den Durchgang der Dordogne nach Bergerac gegen die Engländer zu behaupten.

Nach Verlauf von vierzehn Tagen, welche sich der Graf Derby in der Stadt Bordeaux aufhielt, erfuhr er,

daß die Gascognischen Ritter sich in Bergerac hielten, und er traf alle seine Vorbereitungen, um den Morgen aufzubrechen.

Dem zu Folge machte er Messire Franqüe von Halle und Messire Walter von Mauny zu Marschällen seines Heeres; den letzteren haben wir seit dem Augenblicke aus dem Gesichte verloren, wo der von ihm tödtlich verwundete abenteuerliche Ritter ihm erzählt hatte, wie sein Vater von Johann von Levis getödtet worden wäre, und wie sich das Grab des Le Borgne von Mauny in der Stadt La Réole befände.

Ganz dem Dienste des Königs von England gewidmet, hatte Messire Walter noch nicht Zeit gehabt, das Ende seines Gelübdes zu erfüllen, das darin bestand, die väterlichen Reste aufzusuchen, um sie nach dem Hennegau bringen zu lassen, da die Hälfte dieses Gelübdes bereits durch den Tod des abenteuerlichen Ritters, des Sohnes von dem Mörder seines Vaters, erfüllt war.

Als das Heer so angeordnet war, begab es sich auf den Marsch, und nachdem es drei Meilen gezogen, hielt es an dem Schlosse von Monlucq, das eine kleine Stunde weit von Bergerac entfernt war.

Die Engländer blieben dort den ganzen Tag und die ganze Nacht, indem sie die Vorposten erwarteten, die sie bis an die Barrière von Bergerac abgesendet hatten, und die ihnen sagen sollten, in welcher Stärke sich das Heer des Grafen von Lille befände.

Sie setzten sich gleich am Morgen zu Tische, denn sie wollten frühzeitig für den Fall zu Mittag gegessen

haben, wo sie an demselben Tage eine Schlacht liefern müßten.

Sie befanden sich noch bei Tische, als die Vorposten wieder erschienen und meldeten, daß sie das Heer des Grafen von Lille von ziemlich geringem Ansehen gefunden hätten.

Nun blickte Walter von Mauny den Grafen von Derby an, indem er sagte:

—Gnädiger Herr, es wandelt mich eine Lust an.

—Welche?

—Aber wir müßten dazu lauter entschlossene und erfahrene Leute sein.

—Dann sprecht.

—Das wäre, zu unserem Abendessen von dem Weine dieser Herren von Frankreich zu trinken, die in Bergerac in Besatzung stehen.

—Das ist eine vortreffliche Lust, Messire, die ich vollkommen begreife und die ich mit Vergnügen ausführen werde.

Die Ritter, welche Walter von Mauny und den Grafen so sprechen hörten, beriethen unter einander und sagten sich:

—Laßt uns rüsten, denn es scheint, daß wir bald gegen Bergerac aufbrechen werden.

In einem Augenblicke waren sie gerüstet und die Pferde gesattelt.

Als der Graf von Derby die Leute in so guter Stimmung sah, war er ganz vergnügt und rief aus:

— So laßt uns denn im Namen Gottes und des heiligen Georg unseren Feinden entgegenziehen.

Lautes Geschrei antwortete auf diese Aufforderung, und trotz der Hitze des Tages sprengten Alle, die Waffen in der Hand und die Banner entfaltet, gegen Bergerac.

Die Tactik des Englischen Heeres war einfach, wie sie es immer war. Als es sich auf Pfeilschußweite von dem Feinde befand, ließ der Graf seine Bogenschützen vorrücken, welche mit so vieler Geschicklichkeit und Uebereinstimmung zu schießen begannen, daß Verwirrung in den Reihen der Franzosen entstand. Nach Verlauf kurzer Zeit kämpfte man Mann gegen Mann, und von beiden Seiten griff man tapfer an, und vertheidigte sich tapfer. Die Franzosen wurden indessen bis in die Vorstädte zurückgeschlagen, und der Sire von Mauny, der an diesem Tage schöne Waffenthaten verrichtete, drang so weit in die Feinde vor, daß man ihn vergebens zurückrief. Der Vicomte von Bosquentin, der Sire von Chateauneuf, der Vicomte von Chateaubon, der Sire de l'Escure, blieben als Gefangene in den Händen der Engländer, die sich erst dann zurückzogen, als sie müde zu kämpfen und zu tödten, die, welche am Leben geblieben waren, sich in die Feste flüchten, das Thor davon verschließen, und die oberen Schilderhäuser erreichen sahen, von wo aus sie die Belagerer mit Steinen und mit Pfeilen angriffen.

Was Walter von Mauny nicht abhielt, die Lust zu befriedigen, die er gehabt hatte, Französischen Wein zu trinken, denn die Engländer fanden darin, wie auch an

Fleisch, Vorräthe, um reichlich zwei Monate zu leben, wenn es Noth thäte.

Der Graf von Derby, der nicht gekommen war, um sich dort aufzuhalten, ließ gleich am folgenden Morgen früh seine Trompeten blasen, und gab den Befehl, den Sturm zu beginnen, was geschah, und der bis neun Uhr dauerte. Aber so gewaltig sie auch kämpften, so gewannen die Engländer doch Nichts bei diesem Angriffe, denn es befanden sich tapfere Krieger in der Stadt, welche sich muthig vertheidigten.

Die Engländer gaben daher den Angriff zu Lande auf, und nachdem sie Rath gehalten hatten, beschlossen sie, daß sie am folgenden Tage Bergerac zu Wasser angreifen wollten; denn die Stadt war dort nur durch Palissaden verschlossen.

Der Maire von Bordeaux stellte daher mehr als vierzig Schiffe zu ihrer Verfügung, welche nutzlos in dem Hafen von Bordeaux hielten, und deren Ankunft am folgenden Abend die Belagerer Freudengeschrei ausstoßen ließ. Die Nacht verging mit Vorbereitungen zum Sturme, der am folgenden Tage stattfinden sollte.

Die Belagerung dauerte nicht lange.

Wie vor Vannes schossen die Bogenschützen die Belagerten nieder, während andere die Palissaden zerstörten, und das so rasch, daß die Vertheidiger von Bergerac, als sie sahen, daß sie nicht lange gegen einen solchen Sturm aushalten könnten, zu dem Grafen von Lille gingen, und zu ihm sagten:

—Herr, überlegt wohl, was Ihr thun wollt, wir stehen auf dem Punkte, verloren zu sein; es wäre vielleicht besser, daß wir uns dem Grafen von Derby ergäben, bevor wir größeren Nachtheil erlitten haben.

—Laßt uns dorthin gehen, wo Gefahr ist, antwortete der Graf von Lille, denn wir gehören nicht zu denen, die sich so ergeben dürfen.

Und alle Ritter gingen nach den Palissaden, die sie nach ihren besten Kräften vertheidigten, und waren von ihren Genuesischen Armbrustschützen begleitet, welche gut und gehörig gegen die Pfeile der Engländer gerüstet, sicher schossen, und den ganzen Tag über großen Schaden unter den Feinden anrichteten.

Aber es gelang den Engländern endlich, eine Reihe von Palissaden niederzuhauen, und von diesem Augenblicke an gab es keine Hoffnung für die Belagerten mehr.

Nun verlangten sie, daß der Kampf aufhöre, und daß ihnen Frist bis zum übermorgenden Tag bewilligt würde, damit sie sich beriethen, ob sie die Vertheidigung fortsetzen oder sich ergeben sollten.

Diese Frist wurde ihnen bewilligt, aber unter der Bedingung, daß sie während dieser Zeit ihre Palissaden nicht wieder ausbesserten, worin die von Bergerac um so lieber willigten, als sie es nicht anders machen konnten.

Die Barone der Gascogne versammelten sich daher zum großen Rathe, und das Resultat ihrer Berathungen war, daß sie nichts Besseres zu thun hätten, als sich mit

alle dem zu beladen, was sie besäßen, und auf das Schnellste aufzubrechen.

In der That, um Mitternacht stiegen sie zu Pferde und zogen nach La Réole, das nicht weit von Bergerac entfernt war.

Am folgenden Tage bestiegen die Engländer, welche in die Stadt einzuziehen wünschten, sei es nun, daß sie sich ergäbe, oder auf andere Weise, ihre Schiffe, und kamen dorthin, wo sie angefangen hatten die Palissaden zu zerstören. In diesem Augenblicke erblickten sie die Belagerten, welche ihnen zuriefen, daß sie bereit wären, sich unter der Bedingung zu ergeben, daß man ihnen ihr Leben und ihr Eigenthum ließe.

Der Graf von Pennebroch und der Graf von Kenfort kehrten sogleich zurück, um dem Grafen von Derby diese Nachricht zu überbringen, der, edel vom Herzen, sogleich antwortete:

—Wer Gnade verlangt, muß Gnade erhalten; sagt ihnen; daß sie ihre Stadt öffnen und uns einziehen lassen; wir werden sie vor uns und den andern schützen.

Die beiden Ritter überbrachten daher denen von Bergerac die Antwort des Grafen, und an diesem Tage, welcher der 26. August 1345 war, nahmen die Engländer Besitz von der Stadt Bergerac.

Männer und Frauen versammelten sich auf dem Markte, man läutete die Glocken, und nachdem man den Grafen von Derby in die große Kirche geführt hatte, huldigten sie ihm im Namen des Königs von

England, Kraft der Vollmachten, mit denen er versehen war.

Jetzt wollen wir sehen, was aus den Gascognischen Rittern geworden war, die sich nach Réole zurückgezogen hatten.



IX.

Als der Graf von Lille und die Gascognischen Ritter sich nach Réole zurückgezogen hatten, hielten sie Rath und faßten den Entschluß, daß sie sich trennen müßten, um den verschiedenen Plätzen, welche die Engländer allmälig angreifen müßten, Besatzungen zu bilden.

Die Anführer dieser Besatzungen waren in Montauban der Seneschal von Toulouse; in Auberoche, der Graf von Villemur; in Bellagrue, Messire Bertrand des Prez; in Montagrie, Messire Philipp von Dijon; in Maudurant, der Herr von Montbrandon; in Lamougies, Ernoult von Dijon; in Beaumont en Laillois, Robert von Malmort; in Rennes en Agenois, Messire Karl von Poitiers, und so die andern Ritter von Besatzung zu Besatzung.

Sie trennten sich daher Alle von einander, und der

Graf von Lille blieb in La Réole, wo er die Stadt und die Festung so gut ausbessern ließ, daß nicht zu befürchten stand, daß man ihn vor ein bis zwei Monaten angreifen würde.

Nach der Einnahme von Bergerac, und zwei Tagen der Ruhe in dieser Stadt, traf der Graf von Derby gleichfalls neue Verfügungen. Er erkundigte sich daher bei dem Seneschal von Bordeaux, nach welcher Seite er ziehen müßte; dieser rieth ihm, vor Pierregord zu gehen, um die obere Gascogne zu erreichen, was der Graf that, nachdem er in Bergerac einen Hauptmann, Namens Messire Johann de la Zouene gelassen hatte.

Da befanden sich also die Engländer von Neuem im Felde, und wenig geneigt, auf ihrem Wege das geringste Schloß zu lassen, ohne es zu nehmen. So stießen sie auf das von Langon, und hielten bei ihm an, indem sie sagten, daß sie nicht weiter ziehen würden, bevor sie es genommen hätten. Der Sturm begann unmittelbar. Am ersten Tage richteten sie Nichts aus; als sie aber am zweiten Tage die Gräben mit Holz und mit Reißbündeln ausgefüllt hatten, gelangten sie ohne Gefahr bis an die Mauern, so daß das Schloß Zeit verlangte, um sich zu berathen, und daß das Resultat der Berathung war, es den Engländern zu übergeben. Der Graf von Derby nahm daher Besitz von dem Schlosse Langon, dessen Bewachung er einem Hauptmanne, Namens Aymon Lyon, und dreißig Bogenschützen anvertraute, dann begaben sie sich wieder auf den Weg und zogen nach dem Schlosse du

Lac, wie als ob sie gleich einer Fluth nur die Zeit gehabt hätten, zu überfallen.

Als die von Lac sahen, mit welcher Schnelligkeit der Feind sich der Plätze und der Schlösser bemächtigte, überbrachten sie dem Grafen von Derby die Schlüssel der Stadt, und erkannten ihn im Namen des Königs von England als Herrn an. Kurze Zeit nachher befand er sich vor dem Schlosse Lamougie, nachdem er in der Festung du Lac eine Besatzung zurückgelassen hatte.

Hierauf nahmen die Engländer Prisart, La Liènne und Fossat ebenso leicht, und Beaumont in Artois, vor welchem sie drei Tage blieben, worauf sie gegen Montagrée zogen, dessen Gouverneur sie zum Gefangenen machten, und ihn nach Bordeaux sandten. Endlich gelangten sie vor Lille, der Hauptstadt des Grafen, welche Messire Philipp von Dyou und Messire Arnolph von Dyou, deren Gefangenschaft von kurzer Dauer gewesen war, als Hauptleute beschützten.

Die Belagerung begann durch die Bogenschützen, und am zweiten Tage sahen die Bürger der Stadt, welche für ihre Frauen und für ihre Kinder fürchteten, wohl, daß sie sich nicht lange würden halten können. Sie baten daher zwei Ritter, mit den Engländern zu unterhandeln, und ihr Leben und Eigenthum von ihnen zu erlangen.

Die Ritter übernahmen diesen Auftrag um so lieber, als sie wie die Bürger vollkommen den Ausgang voraussahen, den ein längerer Widerstand haben würde. Sie sandten daher einen Herold an den Grafen von Derby ab,

indem sie einen Tag des Waffenstillstandes von ihm verlangen ließen. Der Graf wollte, daß sie sich auf der Stelle ergäben, und willigte nur unter der Bedingung in das von ihm Verlangte ein, daß man ihm Geiseln gäbe, mittelst derer es denen der Stadt frei stände, hinzugehen, wohin es ihnen gut dünkte. Die Bedingungen wurden angenommen, und die Kriegsleute von Lille gingen zu denen von La Réole.

Wenn wir diesem Feldzuge in allen seinen Umständen folgen müßten, so würden wir den Umfang dieses Buches beträchtlich erweitern müssen. Sagen wir nur, daß die Engländer, nachdem sie Bonneval genommen, in die Grafschaft Pierregord einzogen; aber sie griffen sie nicht an, denn sie war auf eine solche Weise vertheidigt, daß sie auf der Stelle sahen, daß sie ihre Mühe dabei verlieren würden. Sie waren indessen weit genug vorgerückt, indem sie das Land recognoscirten, so daß die von Pierregord sie gesehen hatten.

— Da sie bis hierher gekommen sind, ohne uns anzugreifen, sagte der Graf von Lille, so ist das ein Beweis, daß sie nicht hinlänglich stark sind. An uns ist die Reihe, sie heute noch zu besuchen, nur werden wir sie aufwecken.

Die Franzosen verließen daher Pierregord, und rückten bis nach der Festung Pillagrue vor, in welche sich die Engländer zurückgezogen hatten. Sie begannen nun auch den Sturm, und man schlug sich von beiden Seiten tapfer.

Der Graf von Kenfort wurde von den Gascognern

in dem Augenblicke gefangen genommen, wo er sich wappnete, um zum Kampfe zu gehen, und diese zogen sich, mit ihrem Fange zufrieden, zurück, bevor der übrige Theil des Heeres, von dem unterrichtet, was vorging, seinem Anführer zu Hilfe kam.

Man wird sich erinnern, daß die Engländer in dem Anfange des Feldzuges den Gascognern vier Ritter gefangen genommen hatten, den Vicomte von Bosquentin, den Vicomte von Chateaubon, den Sire von Escun und den Sire von Chateauneuf. Nachdem Pillagrue sechs Tage lang und ohne irgend einen Erfolg belagert worden war, denn es war von Messire Bertrand des Prés, einem tapfern Hauptmann vertheidigt, schlugen die Engländer vor, die vier von ihnen gemachten Gefangenen gegen den Grafen von Kenfort auszuwechseln, und die Auswechselung wurde angenommen. Sobald der Graf von Kenfort zurückgekehrt war, gab der Graf von Derby Pillagrue auf, und indem er seinen Marsch weiter fortsetzte, ohne sich durch diesen Fehlschlag entmuthigen zu lassen, gelangte er vor Auberoge, das sich fast sogleich ergab, wie die Stadt Libourne, welche der Graf von Derby verließ, nachdem er eine Besatzung unter Anführung des Messire Richard von Stanford, Messire Stephan von Tornby und Messire Alexander Auriel zurückgelassen hatte; hierauf kehrte er mit dem Grafen von Kenfort und Walter von Mauny nach Bordeaux zurück, wo sie mit großem Triumphe empfangen wurden. Der Graf verweilte einige Zeit lang in dieser Stadt, und seine Rückkehr wurde daselbst durch

zahlreiche Feste gefeiert, bei welchen sich die Damen und die Bürger der Stadt der Fröhlichkeit hingaben.

Der Graf von Lille, der von den Eroberungen des Grafen von Derby unterrichtet worden war, und der sich ihnen nicht hatte widersetzen können, glaubte, daß wegen der verschiedenen Besatzungen, welche dieser letztere in die verschiedenen von ihm genommenen Städte gelegt hatte, sein Heer erschöpft und unfähig sein müßte, einem kräftigen Angriffe zu widerstehen. Außerdem sah er ihn in Bordeaux verweilen, und war fest überzeugt, daß er sich nicht sobald wieder ins Feld begeben würde. Dem zu Folge belagerte er Auberoche, indem er allen denen, welche sich auf Französischer Seite hielten, den Befehl geben ließ, dort zu ihm zu stoßen.

Die Grafen von Cormaing, von Comminges, Brunckel und alle Barone der Gascogne leisteten diesem Befehle Folge, und nachdem sie ihre Leute versammelt und ausgerüstet hatten, kehrten sie an den von dem Grafen bestimmten Tage vor Auberoche zurück.

Nun begann eine schreckliche Belagerung.

Die Franzosen schlugen ihr Lager um Auberoche herum auf, und ließen vier Maschinen kommen, von wo aus sie beständig Steine und Pfeile auf die belagerte Stadt schleuderten, so daß die Dächer der Häuser eingeschlagen wurden, und ihre Bewohner nur in den Kellern eine Zuflucht fanden. Das Gerücht von diesem Angriffe war wohl bis zu dem Grafen Derby gelangt, aber er dachte sich nicht, daß er so ernstlich wäre, und da er die, welche er als Besatzung zurückgelassen hatte, als

gute und tapfere Ritter kannte, so beunruhigte er sich keinesweges darüber, und blieb fortwährend in Bordeaux.

Als indessen Messire Franque von Halle, Messire Alain von Finefroide und Messire Johann von Lindehalle, Anführer der Besatzung von Auberoche, sich in dieser Lage sahen, beriethen sie unter einander, um zu wissen, welchen Entschluß sie zu fassen hätten. Sie blieben derselben Meinung, daß, wenn der Graf von Derby wüßte, wie es mit ihnen stände, er ihnen zuverlässig zu Hilfe kommen würde, und daß man nichts Anderes zu thun hätte, als ihn davon zu benachrichtigen.

Aber die Sendung war gefährlich, und Keiner von ihnen konnte es übernehmen, denn im Falle des Todes raubten sie den Belagerten eine mächtige Stütze. Sie frugen daher ihre Diener, wer der unter ihnen wäre, der eine starke Summe verdienen wollte, indem er diesen gefährlichen Auftrag übernähme.

Es zeigte sich Einer, welcher sagte, daß er ihn weniger um Geld zu verdienen übernähme, als um die Belagerten aus der Gefahr zu retten, in welcher sie sich befänden.

Man wartete die Nacht ab. Als die Nacht hereingebrochen, übergaben die drei Ritter diesem Manne einen mit ihren drei Siegeln versehenen Brief an den Grafen von Derby, den sie zu mehrerer Sicherheit in das Tuch seines Rockes nähten. Dann ließen sie ihn in den Graben hinab, der die Stadt umgab.

Als er sich dort befand, erstieg er die gegenüber be-

findliche Anhöhe, und begann in das feindliche Lager vorzuschreiten, da er es nicht anders machen konnte, indem die Franzosen, wie wir so eben gesagt haben, die Stadt umringten.

Er hatte keine Hundert Schritte gethan, als er auf eine Nachtrunde stieß.

—Wo geht Ihr hin? fragte man ihn . . .

Glücklicher Weise sprach der Bote Gascognisch, so daß er antwortete:

—Ich kehre in das Lager zurück, ich gehöre zu der Mannschaft des Vicomte von Carmaing.

Die Runde zog vorüber, und der Diener setzte seinen Weg fort.

Fünfzig Schritte weiter begegnete er anderen Truppen, denen er dieselben Erklärungen geben wollte, aber er war dieses Mal nicht eben so glücklich; und man führte ihn vor den Ritter der Nachtwache, der ihn bewachen ließ, bis daß die Herren des Lagers aufgestanden wären.

Sobald der Tag anbrach, setzte man sie von dem Fange in Kenntniß, der gemacht worden war.

Der Diener wurde vor den Grafen von Lille geführt.

—Woher kommt Ihr? sagte der Graf zu ihm.

—Aus der Stadt, antwortete der Diener.

—Und warum habt Ihr sie verlassen?

—Weil ich es müde war, in ihr belagert zu sein, und ich es vorzog, zu entfliehen, als es abzuwarten, daß die Stadt sich ergäbe, oder man sie nähme.

—Und in welchem Zustande sind die Belagerten? fragte der Graf.

—In ziemlich schlechtem Zustande, Messire, und wenn sie sich noch acht Tage halten, so ist das Alles, was sie werden thun können.

Der Bote hoffte auf diese Weise die Wachsamkeit des Grafen zu täuschen, aber dieser traute noch nicht, denn er fügte hinzu:

—Warum habt Ihr gestern geantwortet, daß Ihr dem Vicomte von Carmaing angehörtet, der Euch nicht kennt?

—Weil, äußerte der Diener mit einer gewissen Verlegenheit, ich so schnell als möglich durch das Lager wollte, und es mir weit kürzer war, das zu sagen, als der Runde, welche sie nicht verstanden hätte, die Gründe anzugeben, welche ich Euch angebe.

—Es ist gut, Ihr sollt frei sein, sagte der Graf, aber wenn man Euch durchsucht hat, und sicher sein wird, daß Ihr weder ein Spion, noch ein Bote seid.

Unwillkürlich legte der Diener die Hand an den Ort seines Anzuges, wo der Brief eingenäht war. Das hieß sich selbst angeben.

Man bemächtigte sich seiner, durchsuchte ihn, fand den Brief, der unter dem Jubel der Französischen Herren gelesen wurde, denen er offenbarte, in welchem traurigen Zustande sich die Stadt befände, und als er gelesen war, wurde der Bote auf den Gipfel einer der Maschinen geführt, von wo aus man die Stadt beschoß.

Dort wurde er in eine jener unermeßlichen Schleudern gelegt, welche die schwersten Steine warfen. Man hing ihm die Briefe um den Hals, und warf ihn nach Auberoche hinein, wo seine Leiche mitten unter die Ritter fiel, die zugleich über den Tod dieses tapferen Mannes, und über das Nichtgelingen des letzten Mittels, das ihnen übrig blieb, bestürzt waren.

Während dieser Zeit waren der Graf von Pierregord, der Messire Karl von Poitiers, der Vicomte von Carmaing und der Sire von Duras zu Pferde gestiegen, und indem sie so nahe, als sie es vermogten, an den Mauern der Festung vorüberzogen, riefen sie denen im Innern, um sie zu verspotten, zu:

— Ihr Herren, Ihr Herren Engländer, fragt doch Euren Boten, wo er den Grafen von Derby gefunden hat, und wie es kömmt, daß er bereits von seiner Reise zurückgekehrt ist.

— Es ist gut, es ist gut, antwortete Franque von Halle, wir sind hier eingeschlossen, aber wir werden wieder herauskommen, sobald es Gott und dem Grafen von Derby gefallen wird; und wollte Gott, daß der Graf wüßte, in welchem Zustande wir uns befinden, denn dann würde es Niemand unter Euch einfallen, die Schlacht zu halten, und wenn Ihr ihn davon benachrichtigen wollt, so wird sich einer von uns in Eure Gefangenschaft begeben, und Ihr werdet nachher ein Lösegeld für ihn bestimmen, wie für den reichsten Edelmann.

— Nicht doch, antwortete der Sire von Duras,

der Graf von Derby wird die Nachricht davon erhalten, wenn unsere Maschinen Eure Stadt bis auf den Boden geschleift haben werden, und Ihr, um Euer Leben zu erhalten, uns um Gnade bitten werdet.

—Die, von denen wir den Platz haben, Eure Landsleute, rief Messire Alain von Finefroide aus, haben uns um Gnade gebeten, aber wir, die wir uns in einem weit schlechteren Zustande befinden, als sie, wir bitten Niemand um Gnade, und wenn die Stadt sich ergeben wird, so ist das ein Beweis, daß wir Alle gestorben sind, und daß Niemand mehr da ist, um sie zu vertheidigen.

Als sie das hörten, kehrten die Französischen Ritter wieder in das Lager zurück, und die drei Englischen Ritter, die nicht mehr wußten, von woher ihnen Hilfe kommen könnte, blieben in Auberoche, indem sie diesem Regen von Steinen zusahen, der über ihre Stadt herfiel, und der eher vom Himmel zu fallen, als von der Hand der Menschen geschleudert zu sein schien.

Es befand sich indessen in dem Französischen Lager ein Spion, den man nicht wie den Boten von Auberoche gefangen genommen hatte, und der zurückkehrte, um Walter von Manny und dem Grafen von Derby die Lage mitzutheilen, in welcher sich die Stadt befände.

—Bei meiner Treue, die, welche so offen in einer so belagerten Stadt aushalten, sind zu tapfere Ritter, als daß wir sie darin umkommen ließen. Was meint Ihr dazu, Messire Walter?

—Ich meine, antwortete Walter, der immer bereit war, wenn es sich um Tapferkeit und Schlacht handelte, daß mein Vater noch ein Wenig in seinem Grabe von La Réole warten wird, und daß ich Euch nach Auberoche folge, Messire.

X.

Sogleich, denn es war keine Zeit zu verlieren, ließ der Graf Derby dem Grafen von Pembroch, der in Bergerac stand, und Messire Richard von Staffort und Stephan von Tornby sagen, zu ihm zu stoßen.

Als die Boten abgesandt waren, brach der Graf von Derby heimlicher Weise von Bordeaux auf, und zog gegen Auberoche.

Er kam nach Libourne, wo er einen ganzen Tag lang abwartete, daß der Graf von Pembroch ankäme; aber der Tag verfloß, ohne daß man Nachrichten von dem Grafen hatte, und Derby begab sich wieder auf den Weg, so sehr war er beeilt, seinen Kameraden Hilfe zu bringen.

Die ganze Nacht über ritten noch Walter von Mauny, Messire Richard von Staffort, der Graf von Derby, der

Graf Deslendorf, Messiere Hue von Hartigues, Messire Stephan von Tornby, der Sire von Ferrières und viele andere, ohne einen Augenblick lang anzuhalten, und befanden sich am folgenden Morgen zwei kleine Stunden weit von Auberoche.

Dort angelangt verbargen sie sich in einem Walde, stiegen von ihren Pferden, banden sie an die Bäume, indem sie dieselben grasen ließen und erwarteten den Grafen von Pembroch.

Aber der Graf kam eben so wenig, als am Tage zuvor, worüber Derby und die andern Ritter sich sehr beunruhigten.

Sie bestiegen eine Anhöhe, und da sie Nichts kommen sahen, sagte der Graf zu Walter von Mauny:

— Was sollen wir thun?

— Entscheidet, Messire, antwortete dieser.

— Wir haben drei Hundert Lanzen und sechs Hundert Bogenschützen, und die Franzosen sind zehn bis eilf Tausend Mann.

— Das ist wahr, antwortete Walter, aber sie ahnen nicht, daß wir da sind. Dann, wenn wir uns zurückziehen, so werden wir das Schloß Auberoche verlieren, das ein guter Platz ist, ohne die drei Hauptleute zu rechnen, welche tapfere Ritter sind.

— So laßt uns denn angreifen, äußerte der Graf von Derby. Aber wie werden wir jetzt das Lager angreifen?

— Wollt Ihr meine Ansicht? fragte Walter.

— Sprecht, Messire, Eure Ansichten sind immer gut.

— Wohlan, Ihr Herren, sagte Mauny, indem er sich nach den andern Rittern umwandte, meine Meinung ist, daß wir diesen Wald entlang ziehen müssen, indem wir gedeckt bleiben, bis wir auf der andern Seite und in der Nähe des Französischen Lagers sind. Dort angelangt, werden wir unseren Pferden die Sporen geben und aus allen unseren Kräften rufen, um glauben zu lassen, daß wir weit zahlreicher wären, als wir es wirklich sind. Wir werden gegen die Stunde des Abendessens an dem Lager ankommen, und Ihr werdet die Franzosen so überrascht und so bestürzt sehen, daß sie sich unter einander tödten werden.

— So geschehe denn, wie Ihr es sagt, riefen alle Ritter aus.

Jeder nahm sein Pferd wieder, zog den Gurt desselben fester an, ließ sich seine Rüstung fest schnallen, und indem sie ihren Pagen und ihren Dienern befahlen dort zu bleiben, begannen sie ganz langsam zu reiten, bis daß sie an die andere Seite des Waldes gelangt waren.

Nun sahen sie das in einem großen Thale, an einem kleinen Flusse aufgeschlagene Französische Lager.

Dort angelangt, entfalteten sie ihre Banner, setzten ihre Pferde in Galopp, und fielen über alle diese Französischen Herren her, welche weit davon entfernt waren diesen Angriff zu erwarten, und von denen die meisten sogar bereit saßen, um zu Nacht zu essen.

Es entstand daher eine große Verwirrung in dem Gascognischen Heere, und die Engländer hörten nicht auf drein zu schlagen, indem sie ausriefen:

— Derby! Derby! Mauny! Mauny!

Hierauf begannen sie die Zelte und die Hütten zu vernichten, und in dem Grade niederzuhauen und zu tödten, daß man es eher für ein Gemetzel als für eine Schlacht hätte halten können.

Die Franzosen wußten nicht, was sie anfangen sollten. Diese kaltblütigen englischen Bogenschützen, eine Art von ehrener Mauer, einer lebendigen, mörderischen und unbesieglichen Festung, waren immer da, und tödteten sie ohne Gnade und Barmherzigkeit.

Kaum hatten sie Zeit sich zu wappnen. Der Graf von Lille wurde in seinem Zelte gefangen genommen, wie auch der Graf von Pierregord. Der Sire von Duras und Messire Ludwig von Poitiers wurden getödtet, und der Graf von Valentinois wurde gefangen genommen. Kurz, man sah niemals so viele tapfere Ritter so schnell besiegt oder getödtet werden, und Jedermann floh. Wir müssen freilich sagen, daß der Graf von Comminges, die Vicomtes von Carmaing, von Villeneuve, von Bruniques, der Sire de la Barde und der Sire von Taride, welche auf der andern Seite des Schlosses lagerten, mit entfaltetem Banner herbeieilten und sich tapfer schlugen. Als aber Messire Franque von Halle und Messire Johann von Lindhalle, welche sich auf dem Schlosse Auberoche befanden, dieses große Gefecht sahen und ihre Banner erkannten, bewaffneten sie sich und ließen alle die bewaffnen, welche mit ihnen waren. Dann stiegen sie zu Pferde, verließen die Festung und warfen sich in die heftigste Schlacht, was den Engländern von nicht geringer Hilfe

war. Endlich rettete die Nacht allein den Rest des französischen Heeres, denn, als sie anbrach, befanden sich bereits drei Grafen, sieben Vicomtes, drei Barone, vierzehn Bannerherren und eine große Anzahl von Rittern in der Gewalt der Engländer.

Am folgenden Tage kam der Graf von Pennebroch an und fand das Werk geschehen.

—Gewiß, Vetter, sagte er zu dem Grafen von Derby, es scheint mir, daß Ihr mir keine Ehre dadurch angethan habt, daß Ihr mich nicht erwartet und ohne mich kämpftet, ohne mich, den Ihr so dringend beschieden hattet; Ihr mußtet indessen wohl wissen, daß ich gewiß alle Eile anwenden würde.

Der Graf begann zu lachen, als er das wahrhaft erzürnte Gesicht Pennebrochs sah.

—Bei meiner Treue, Vetter, antwortete er, wir wünschten ebenso sehr, Euch ankommen zu sehen, als Ihr zu kommen wünschen konntet, und der Beweis ist daß wir Euch in Libourne vom Morgen bis zum Abend erwarteten. Als wir sahen, daß Ihr nicht kamt, waren wir ganz erstaunt darüber. Da wir nun fürchteten, daß der Feind unsere Ankunft erfahren möchte, so haben wir uns beeilt, und wie Ihr seht, hat sich Alles zum Guten gewendet.

Ihr habt Nichts mehr zu thun, als uns zu helfen, unsere Gefangenen zu bewachen und sie nach Bordeaux zu führen. Und darauf, Messire, gebt mir die Hand und sprechen wir nicht mehr davon, denn die Stunde des Abendessens ist herbeigekommen, und wir haben heute

Abend neue Gäste, mit denen Ihr Bekanntschaft machen werdet.

Sie setzten sich in der That bald darauf zu Tische, und an diesem Tische saßen die Französischen Gefangenen, welche die Englischen Ritter artig von den Vorräthen bewirtheten, die freilich diese für die Zeit mitgebracht hatten, welche die Belagerung dauern würde, und deren sich die Leute des Grafen von Derby bemächtigt hatten.

Nach dem Abendessen schienen mehrere Gefangene nicht das Lösegeld zu bedauern, auf das man sie gesetzt hatte, sondern die Freiheit, welche man ihnen nahm, bis daß sie dieses Lösegeld bezahlt hätten.

— Meine Herren, sagte der Graf von Derby nun zu ihnen, gebt mir Euer Wort, Euch in acht Tagen wieder in Bergerac einzufinden, und Ihr könnt noch heute Abend Auberoche verlassen.

Die Französischen Ritter verpflichteten sich dazu und da nicht einer von ihnen im Stande war, sein Wort zu brechen, so ließ der Graf ihnen die Freiheit, sich zu entfernen, was sie nicht thaten, ohne ihm ihre ganze Dankbarkeit für diese Großmuth bezeigt zu haben. Aber es befanden sich unter ihnen einige, die sich bei der Gastfreundschaft, welche die Engländer ihnen gewährten, wohl befanden, oder die ihr Lösegeld nicht an dem bestimmten Tage bezahlen konnten, und die es daher vorzogen, die Umstände abzuwarten und bis dahin bei denen zu bleiben, welche sie gefangen genommen hatten.

Am folgenden Tage begaben sich die Engländer auf

den Marsch und langten in Bordeaux an, wo sie wie immer mit großem Jubel empfangen wurden, und wo sie, indem sie jedes Unternehmen aussetzten, den ganzen Winter über blieben, nachdem sie Eduard den Bericht dessen übersandt hatten, was vorgefallen war.

XI.

Zu Ostern setzte sich das Heer wieder in Bewegung. Der Graf von Derby zog Lanzen und Bogenschützen zusammen, um gegen La Réole zu rücken, was Walter von Mauny, wie man sich erinnern wird, mit großer Ungeduld erwartete.

Nachdem sie sich drei bis vier Tage in Bergerac aufgehalten, belagerten die Engländer in der Zahl von Tausend Lanzen und zwei Tausend Bogenschützen das Schloß Saint Basile an der Garonne.

Die Besatzung des Schlosses, welche von den Gascognischen Rittern, welche Gefangene des Grafen geblieben, hätte vertheidigt werden sollen, leistete keinen Widerstand und ergab sich auf der Stelle.

Der Graf begab sich wieder auf den Weg, und marschirte gegen Aiguillon.

Aber es befand sich auf dem Wege ein anderes Schloß, Namens La Roche Milon, das die Engländer nehmen wollten.

Unglücklicher Weise war La Roche Milon mit tapferen Soldaten versehen, die sich nicht wie die von Saint Basile ergaben, und die den ersten Angriff kräftig zurückschlugen. Dazu waren sie auf den Gipfel der Gebäude gestiegen, und warfen von dort aus auf die Angreifenden Steine, Holz, eiserne Stangen und Kalk.

Der ganze erste Tag verfloß so, und am Abend hatten die Engländer viele ihrer Leute verloren, die sich bei dem Angriffe zu tapfer der Gefahr ausgesetzt hatten, und die gegen diese neue Vertheidigungsart hatten kämpfen wollen.

Als er dies sah, ließ der Graf von Derby sein Heer sich zurückziehen, und durch die Landleute Holz und Wellen herbeibringen, die man in die Gräben warf, und selbst Erde, mit denen man sie bedeckte.

Als ein Theil der Gräben zugeworfen war, und als man sicher bis an den Fuß der Mauer gehen konnte, ließ der Graf drei Hundert Bogenschützen und zwei Hundert Brigands vorrücken, Soldaten zu Fuß, welche ihren Namen von dem Panzerhemde hatten, das sie trugen, und das man Brigandine nannte. Diese Leute waren mit Pfählen und mit Hacken bewaffnet, und während sie die Mauern einschlugen, schossen die Bogenschützen mit jener Regelmäßigkeit und jener Gewandtheit, welche wir an ihnen kennen, so daß sich keiner der Belagerten bei der Vertheidigung zu zeigen wagte.

Ein großer Theil des Tages verfloß auf diese Weise, und am Abend hatten die Brigands ein hinlänglich großes Loch angebracht, daß zehn Mann in einer Reihe, durchgehen konnten.

Die Besatzung des Schlosses begann nun sich zu entsetzen und nach der Kirche zu entfliehen. Es befanden sich darunter sogar Einige, welche durch das hintere Thor aus der Stadt entflohen.

Die Festung konnte sich nicht mehr lange halten.

Sie wurde genommen und geplündert, und alle die, welche darin gefunden wurden, mußten über die Klinge springen, mit Ausnahme derer, welche sich in die Kirche geflüchtet hatten. Aber der Graf von Derby erlaubte ihnen herauszukommen, indem er ihnen das Leben versprach.

Der Graf ersetzte die Besatzung durch neue Leute, unter Anführung zweier Hauptleute, welche Wille und Robert l'Escot waren, worauf er Mont Segur belagerte, das von einem Ritter, Namens Battefol vertheidigt ward, zu dem die Bewohner das größte Vertrauen hatten, denn er war von dem Grafen von Lille eingesetzt worden, der ihn für einen seiner tapfersten Anführer hielt.

Der Graf von Derby sah daher auf der Stelle ein, daß diese Stadt sich länger als die andern vertheidigen würde.

Dem zu Folge ließ er sein Heer ein Lager vor der Stadt aufschlagen, und blieb so vierzehn Tage.

Nicht ein Tag verfloß, ohne daß ein Sturm stattfand.

Aber diese Stürme führten kein Resultat herbei.

Man mußte daher von Bordeaux und von Bergerac Belagerungsmaschienen gleich denen kommen lassen, welcher sich die Gascogner bedient hatten, um Auberoche anzugreifen, und die dem Boten der Sires Franque von Halle und Alain von Finefroide so verderblich gewesen waren.

Die Belagerung begann nun weit ernstlicher.

Die Maschienen ließen auf die Stadt einen Hagel von Steinen fallen, welche weder Mauern, noch Dächer, noch Häuser stehen ließen.

Und der Graf von Derby ließ indessen täglich den Belagerten sagen, daß wenn sie sich ergäben, er sie für Freunde halten würde, daß sie aber weder Gnade noch Barmherzigkeit erwarten dürften, wenn sie sich nicht dem Könige von England unterwürfen.

Die Bewohner von Mont Segur, welche wohl das Ende dieser Belagerung voraussahen, beriethen sich oft und fragten am Ende ihren Anführer um Rath über das, was ihnen zu thun übrig bliebe, indem sie ihm offen gestanden, daß sie glaubten, daß die Uebergabe sie allein retten könnte.

Hugo von Battefol tadelte sie hart über einen solchen Gedanken, und sagte ihnen, daß sie sich umsonst erschreckten, indem er hinzufügte, daß die Stadt noch hinlänglich versehen wäre, um die Belagerung sechs Monate auszuhalten.

Die, denen man das sagte, antworteten Nichts und entfernten sich.

Was Hugo anbelangt, so kehrte er in seine Wohnung zurück.

Als er am Abend ausging, um die Wälle zu besuchen, erschienen sechs Mann, und indem sie ihn bei den Armen und bei den Beinen ergriffen, trugen sie ihn fort, nachdem sie Sorge getragen hatten, ihm den Mund zu verbinden.

Hugo versuchte sich zu vertheidigen, aber es war vergebens.

Man brachte ihn so in ein Kloster, sperrte ihn in eine Zelle ein, und er hörte die äußeren Riegel sich hinter ihm verschließen, ohne daß er Etwas von dieser gewaltsamen Einkerkerung zu begreifen vermogte.

Ohngefähr eine Stunde nachher hörte er Schritte vor seiner Thüre anhalten, die sich bald darauf öffnete, indem sie zwölf Bürger der Stadt einließ.

—Wir kommen, Euch einen Vorschlag zu machen, Messire, sagte der eine dieser Männer.

—Sprecht.

—Wißt Ihr, warum wir Euch haben entführen lassen?

—Weil ich mich geweigert habe, die Stadt zu übergeben.

—Ja, und weil wir unsere Frauen, unsere Väter und unsere Kinder der Gefahr aussetzen, das Leben zu verlieren, wenn die Stadt genommen wird, und es

daher vorziehen, sie zu übergeben, als diese zu verlieren.

Hugo antwortete Nichts.

— Nun, begann der wieder, welcher das Wort genommen hatte, da wir Euch als einen wackeren und tapferen Ritter kennen, so haben wir gedacht, daß Ihr den Platz nur gezwungener Weise übergeben würdet, und wir haben Euch dazu zwingen wollen.

— Und Ihr habt Unrecht gehabt.

— Ihr weigert Euch also?

— Ich weigere mich. Ich bin hier im Namen des Grafen von Lille, und der Graf von Lille hat mich hier im Namen des Königs von Frankreich eingesetzt. Uebergebt die Stadt, wenn es Euch gutdünkt, da ich mich nicht vertheidigen kann, aber ich werde sie nicht übergeben.

— Wir werden morgen Euch ein letztes Mal zu berathen kommen, erwiderte der Bürger, und er zog sich mit den eilf andern zurück.

Am folgenden Tage kehrten die zwölf Bürger in der That zurück.

— Habt Ihr überlegt, Messire? sagte derjenige, welcher am Tage zuvor gesprochen hatte.

— Ja.

— Und Ihr habt beschlossen?

— Was ich gestern beschlossen hatte.

Die zwölf Männer sahen einander an.

— Aber die Stadt ist auf eine Weise belagert, daß sie vor Ablauf von acht Tagen genommen sein wird.

— Meine Pflicht ist, mich hier tödten zu lassen.

— Eure Pflicht ist, das Leben derer zu retten, welche Euch anvertraut sind.

— Dann laßt mich hier, und übergebt die Stadt.

— Und wenn wir ein Mittel fänden, Alles zu vergleichen?

— Laßt dieses Mittel sehen.

— Ihr hängt von dem Grafen von Lille ab?

— Ja.

— Wohlan! Laßt uns den Grafen von Derby bitten, die Belagerung während eines Monats auszusetzen, indem wir ihm versprechen, uns ihm zu ergeben, wenn wir in diesem Monate keine Hilfe erhalten haben.

— Er wird es ausschlagen.

— Man kann es versuchen.

— Thut es.

— Während dieser Zeit werden wir den Grafen von Lille um Beistand bitten lassen, und wenn wir ihn nicht erhalten, so wird es Euch dann freistehen, das zu thun, wozu Euch die Umstände zwingen werden.

— Ich willige in dieses Mittel ein, sagte Messire von Battefol.

— Dann kommt mit uns, Messire.

— Und warum?

— Weil es nöthig ist, daß Ihr diese Bedingungen unterhandelt.

Der Ritter stand auf.

— Ich folge Euch, meine Herren.

Sie begaben sich nach den Wällen, und der Sire von Battefol ließ Walter von Mauny sagen, daß er ihn zu sprechen wünschte.

Walter war gegenwärtig und erfüllte auf der Stelle den Wunsch des Ritters.

— Messire, sagte dieser Letztere zu ihm, Ihr müßt Euch nicht verwundern, daß wir uns so lange gegen Euch halten, da wir dem Könige von Frankreich Treue geschworen haben; da aber Niemand von seiner Seite kömmt, uns beizustehen, Euch zu bekämpfen, so bitten wir Euch, einen Monat lang keinen Krieg mehr gegen uns zu führen, noch wir gegen Euch. Bis dahin wird entweder der König von Frankreich, oder der Herzog von der Normandie uns Hilfe bringen, wo nicht, so werden wir uns in einem Monate, Tag vor Tag, Euch ergeben. Nehmt Ihr diese Bedingungen an?

— Ich kann Nichts ohne die Zustimmung des Grafen von Derby thun, antwortete Walter; aber ich will ihn sogleich berathen, und all mein Möglichstes thun, damit er das annimmt, was Ihr mir vorschlagt.

Bei diesen Worten verließ Walter das Thor der Stadt, und kehrte zu dem Grafen von Derby zurück, dem er erzählte, was vorgefallen war.

Der Graf überlegte einige Augenblicke lang, dann sagte er:

— Ich nehme das an, was Messire von Battefol vorschlägt, aber unter einer Bedingung.

— Welche?

— Daß er als Bürgschaft für diese Bedingungen uns zwölf der Angesehensten der Stadt als Geiseln gibt. Aber tragt wohl Sorge, fügte der Graf hinzu, gute Geiseln zu nehmen, und laßt sie versprechen, daß sie während dieses Monates die Spuren unseres Angriffes nicht wieder ausbessern, und, wenn wir Lebensmittel bedürfen sollten, daß wir sie gegen unser Geld in der Stadt haben können.

— Das war meine Absicht, sagte Messire Walter von Mauny.

Und er verließ den Grafen, um sich zu dem Ritter zü begeben, der ihn immer noch an dem Thore der Stadt erwartete.

— Der Graf von Derby willigt in das ein, was Ihr verlangt, sagte Walter von Mauny, aber unter der Bedingung, daß Ihr ihm zwölf Bürger der Stadt als Geiseln übergebt.

— Hier sind wir, sagten die, welche gekommen waren, um von Hugo zu verlangen, Mont Segur zu übergeben.

Die Bedingungen wurden daher angenommen, und die zwölf Geiseln brachen am Abend nach Bordeaux auf.

Was den Grafen von Derby anbelangt, so ging er nicht in die Stadt, und setzte seine Züge in der Gegend fort, indem er plünderte und große Beute machte, denn dieses Land war sehr reich.

Auf diese Weise gelangte man in die Nähe von Aiguillon.

Nun aber befand sich auf dem Schlosse von Aiguillon ein Burgvoigt, der keineswegs ein tapferer Ritter war, denn sobald er die Ankunft des Grafen von Derby erfuhr, und bevor dieser noch seine Stadt belagert hatte, eilte er ihm entgegen und übergab ihm die Schlüssel derselben, indem er nur verlangte, daß er und das Eigenthum der Stadt und des Schlosses unbeschädigt blieben, was ihm der Graf, wie man sich wohl denken wird, leicht bewilligte.

Aber das Gerücht von dieser freiwilligen Uebergabe verbreitete sich schnell, und es ging daraus eine große Schande für den Burgvogt hervor, dessen Namen die Geschichte glücklicher Weise nicht bewahret hat.

Die Stadt Toulouse war besonders über diese Feigheit erzürnt, und ließ den Burgvoigt von Aiguillon vorladen, ohne zu sagen, warum sie ihn vorlüde; als er sich aber eingefunden hatte, klagte sie ihn des Verrathes an, machten ihm seinen Proceß und henkten ihn zur großen Freude der Bewohner von Toulouse.

Diese Stadt Aiguillon, welche an dem Zusammenflusse des Lot und der Garonne, zwei schiffbaren Flüssen, liegt, war ein so guter Fang für den Grafen von Derby, daß er, nachdem er sie ausgebessert und mit alle dem versehen hatte, dessen sie bedurfte, seine Hauptwache aus ihr machte, wie Froissard sagt, und sie dem tapferen Johann von Gomory anvertraute,

als er sich wieder auf den Marsch begab, um La Réole zu belagern, nachdem er, wie immer, auf seinem Zuge ein Schloß belagert und genommen hatte, das man Segrat nannte, und dessen ganze Besatzung getödtet wurde.

XII.

Der Graf von Derby zog also zur Belagerung von la Réole.

— Das ist eine Stadt, die wir nehmen müssen, sagte Walter von Mauny, als er vor den Thoren ankam, denn ich muß in ihr das Grab meines Vaters erobern, und das ist für mich ein eben so geheiligter Kreuzzug, als der des heiligen Königs Ludwig von Frankreich.

— Wir werden sie nehmen wie die andern, äußerte der Graf von Derby, den das Gelingen seines Feldzuges immer mehr ermuthigte. Ihr werdet das Grab Eures Vaters wiederfinden, Messire, aber zuvor müßt Ihr unserem huldreichen Könige Eduard noch einen Dienst erzeigen.

— Welchen?

— Den, den Ritter Hugo von Battefol daran zu erinnern, daß der Waffenstillstand abgelaufen ist, den er von

uns verlangt hat, und daß die Stadt uns gehöre, es sei denn, daß er von dem Könige von Frankreich oder dem Herzoge von der Normandie Verstärkung erhalten hätte.

— Es ist gut, Messire, sagte Walter von Mauny.

Und er brach nach der Stadt Mont Segur auf.

Die erwartete Verstärkung war nicht gekommen.

Dem zu Folge übergab Hugo von Battefol, ein Sclave des dem Grafen Derby gegebenen Wortes, wie er ein Sclav des dem Grafen von Lille gegebenen gewesen war, Walter von Mauny die Stadt, deren Hauptmann er war, und wurde Unterthan des Königs von England.

Während dieser Zeit wurde die Belagerung von la Réole fortgesetzt.

Die Engländer, welche sich zwei ganze Monate vor dieser Stadt aufhielten, hatten zwei ungeheure Thürme errichten lassen, und jeder dieser Thürme war auf vier Räder gestellt.

Diese Thürme waren mit gesottenem Leder auf der Seite bedeckt, welche nach der Stadt sah, und befanden sich auf diese Weise vor dem Feuer und den Pfeilen geschützt.

Mit Hilfe einer großen Anzahl von Mannschaft führten die Engländer diese beiden Thürme bis an die Mauern der Stadt, denn sie hatten vorher die Gräben so ausfüllen lassen, um ihre Thürme leichter und näher herbeizuführen.

Jeder dieser Thürme hatte drei Stockwerke, und jedes dieser Stockwerke Hundert Bogenschützen,[1] welche, sobald

ihre bewegliche Feste aufgestellt war, ohne Hinderniß, ohne Unterbrechung und ohne Gefahr zu schießen begannen.

Kaum erschienen von Zeit zu Zeit einige Soldaten auf den Wällen, und da mußten sie noch gut gepanzert sein, um diesem Hagel von Pfeilen widerstehen zu können.

Zwischen diesen Thürmen waren dieselben Leute aufgestellt, welche mit Hacken und Pfählen eine Lücke in die Mauern von Mont Segur angebracht hatten, und die dort, wie immer, Wunder thaten; denn durch das beständige Schießen der Bogenschützen beschützt, arbeiteten sie nicht allein nach ihrer Bequemlichkeit, sondern sie hätten auch noch, wie Epaminondas, sagen können, daß sie im Schatten arbeiteten.

Augenscheinlich stand die Stadt im Begriffe, genommen zu werden, als die entsetzten Bürger an eines der Thore herbeieilten, indem sie mit dem Herrn von Mauny oder mit irgend einem andern Herrn des Heeres zu sprechen verlangten.

Mauny und Stanfort begaben sich in die Stadt, deren Bewohner sie bereit fanden, sich zu ergeben, wenn man ihnen das Leben und das Eigenthum zusichere.

Nachdem sie diese Anträge angehört, gingen die beiden Ritter wieder zu dem Grafen Derby, dem sie dieselben mittheilten.

Aber es befand sich ein Hauptmann in der Stadt, der sie eben so wenig übergeben wollte, als Hugo von Battefol Mont Segur nicht übergeben wollte. Dieser Hauptmann nannte sich Agnos de Baux.

Als er die Absicht der Bewohner von La Réole er-

fuhr, wollte er nicht darein willigen, und indem er sich in die Festung einschloß, rief er alle seine Krieger zu sich; hierauf ließ Agnos de Baux, während diese Unterhandlungen stattfanden, eine große Masse von Lebensmitteln und Wein in sein Schloß bringen, worauf er die Thore desselben verschließen ließ, indem er schwur, daß er sich nicht ergeben würde.

Walter von Mauny und der Sire von Stanfort kehrten zurück, um dem Grafen Derby zu sagen, daß die Bewohner von La Réole sich ergeben wollten, mit Ausnahme des Hauptmannes, der sich in das Schloß eingeschlossen hätte.

— So kehrt denn zu ihnen zurück, sagte der Graf, und seht, ob sie sich trotz der Weigerung des Sire von Baux immer noch ergeben wollen.

Die beiden Ritter kehrten nach la Réole zurück, und es wurde von Neuem geantwortet, daß es dem Hauptmanne freistände, zu thun was er wollte, wie es den Bewohnern freistände, sich zu ergeben, wenn ihnen das beliebte; daß sie dem zu Folge darauf beharrten, und daß der Graf nur zu kommen brauchte, um ihre Unterwerfung zu empfangen.

— Laßt uns immerhin die Stadt nehmen, sagte der Graf Derby, wir werden das Schloß nachher nehmen.

Die Engländer begaben sich daher nach la Réole und empfingen die Huldigung der Bewohner, die sich bei ihren Köpfen anheischig machten, der Festung keine Hilfe zu leisten, welche außerdem sich wohl allein vertheidigen konnte,

denn sie war von Sarazenischer Bauart und stand in dem Rufe uneinnehmbar zu sein.

Nachdem der Graf Besitz von der Stadt genommen, umzingelte er das Schloß, das er mit Steinen angreifen ließ, aber vergebens, denn die Mauern waren fest und sie waren mit guten Leuten und großen Geschützwerken versehen.

Als Messire Walter von Mauny und der Graf sahen, daß sie ihre Zeit verlören, es auf diese Weise anzugreifen, fragten sie ihre Bergknappen, ob es möglich wäre, das Schloß la Réole zu unterminiren. Auf die bejahende Antwort dieser begab man sich an das Werk.

Diese Art anzugreifen mußte augenscheinlich mehrere Tage wegnehmen. Walter von Mauny näherte sich daher dem Grafen und sagte zu ihm:

—Messire, Ihr wißt, daß ich hier eine fromme Pflicht zu erfüllen habe, und, da ich für den Augenblick nutzlos bin, so will ich endlich das Grab meines Vaters zu entdecken versuchen.

—Geht, sagte der Graf, und möge Gott Euch beistehen, Messire.

Walter von Mauny ließ nun in der Stadt bekannt machen, daß er Hundert Thaler Belohnung demjenigen geben würde, der ihm das Grab seines Vaters andeutete.

Am Abend ließ ein Mann Walter von Mauny fragen, ob er ihn sprechen könnte.

Walter ließ ihn eintreten.

Es war ein Mann von ungefähr fünfzig bis fünfundfünfzig Jahren.

— Messire, sagte er, indem er Walter aufmerksam anblickte, Ihr habt das Grab Eures Vaters kennen lernen wollen.

— Ja.

— Und Ihr hattet keine Anzeichen?

— Im Gegentheile, der Sohn seines Mörders hatte mir den Kirchhof des Klosters der Minoriten angedeutet, indem er mir sagte, daß das Grab, auf welchem sich das Wort: Orate befände, das meines Vaters wäre. Aber ich habe vergebens gesucht und dieses Grab nicht gefunden.

— Es besteht indessen.

— Und Ihr wollt es mir andeuten?

— Ja.

— Habt Dank, Freund; Ihr wißt, welche Belohnung ich versprochen habe.

— Ja, aber ich will Nichts.

— Warum?

— Weil es eine Pflicht ist, die ich erfülle, und kein Handel, den ich abschließe.

— Welches Interesse habt Ihr denn, mir diesen Dienst zu erweisen?

— Es ist ein Jahr her, daß mein Bruder gestorben ist. Er hatte lange in dem Dienste Johann von Levis gestanden, und . . .

Der Greis zögerte.

— Fahrt fort, sagte Walter von Mauny.

— Und an dem Abende, wo Messire Johann von Levis Messire Bebocque von Mauny erwartete, war er von meinem Bruder begleitet.

— So daß . . . . . sagte Messire Walter mit erschütterten Tone.

— So daß mein Bruder sich der Rache seines Herrn zu warm annahm, und daß vor seinem Tode, das heißt drei und zwanzig Jahre nach diesem Ereignisse, dieses Verbrechen sein Gewissen noch quälte. Er starb, indem er mir sagte, für ihn zu beten, und ich glaube, daß das beste Gebet, das ich an Gott richten kann, das ist, dem Sohne des Opfers die Leiche seines Vaters zurückzugeben.

— Es ist gut, murmelte Walter, aber wie ist dieses lateinische Wort, das mir dazu dienen sollte, das Grab zu erkennen, ausgelöscht worden?

— Weil, Messire, der Anblick dieses Wortes mich leiden ließ, und ich geglaubt habe, indem ich es von dem Marmor auslöschte, auf dem es geschrieben stand, ich zu gleicher Zeit das Andenken an dieses Verbrechen auslösche. Aber das Andenken war mit unauslöschlichen Buchstaben eingegraben, und obgleich ich unschuldig an dem Morde war, so waren die Gewissensbisse meines armen Bruders so hartnäckig, daß man hätte meinen können, sie hätten nicht genug daran, ein Gewissen zu quälen, und daß ich sie nach seinem Tode erben sollte. Deshalb, Messire, will ich Nichts von Euch annehmen, denn ich hoffe, daß das, was ich heute thue, den Zorn des Himmels ein wenig besänftigen wird.

— Es ist gut, laßt uns gehen, mein Freund, sagte der Graf, indem er demjenigen, der der Bruder vom Mörder seines Vaters war, die Hand reichte, und möge Gott mir verzeihen, was ich thue.

Die beiden Männer gingen nun nach dem Kirchhofe der Minoriten, der in diesem Augenblicke gänzlich einsam war.

Walter wurde von tiefer Andacht ergriffen. Sein Begleiter schritt ihm voraus.

Nach einigen Umwegen blieb der Mann vor einem Grabe stehen, dessen Stein mit Schlingpflanzen bedeckt war.

— Hier ist es, Messire, sagte er. Ihr habt ohne Zweifel zu beten, ich will an der Thüre des Kirchhofes die Befehle erwarten, welche Ihr mir vielleicht noch zu geben habt.

Und er entfernte sich, indem er Walter von Mauny allein ließ.

Nun knieete Walter nieder, verrichtete ein langes Gebet, und kehrte zu demjenigen zurück, der ihn geführt hatte.

— Jetzt, sagte er zu ihm, einen letzten Dienst.

— Sprecht, Messire.

— Führt mir vier Todtengräber her, denn ich habe ein Gelübde gethan, die Leiche meines Vaters in ein anderes Land zu bringen.

Der Mann führte die vier Todtengräber her, und zwei Tage nachher sandte Messire Walter von Mauny, nachdem er die Reste seines Vaters in einen Sarg von Eichenholz gethan hatte, dieselben nach Valenciennes in der Grafschaft Hennegau, wo sie mit allen den einem tapferen Feldherrn, dem Vater eines tapferen Ritters, gebührenden Ehren begraben werden sollten.

Während dieser Zeit hatten die Bergknappen ihr Werk

so eifrig und so gut fortgesetzt, daß sie unter das Schloß gelangten, und daß sie einen niedrigen Thurm der Ringmauer des Schlosses niederwarfen. Aber sie vermogten nichts gegen den großen Thurm, denn er war auf einen unmöglich auszuhöhlenden Felsen gebaut.

Messire Agnos de Baux hatte wohl bemerkt, daß man seine Festung unterminire, und die Sache war ernst genug, um ihn überlegen zu lassen.

Er versammelte daher seine Gefährten und theilte ihnen diese Entdeckung mit, indem er sie fragte, was zu thun wäre, um sich in dem Schlosse zu behaupten.

Dieses, Alles tapfere Leute, gehörten indessen nicht zu denen, welche unnöthig sterben wollten, wenn sie auf eine andere Weise aus der Verlegenheit kommen konnten.

Sie antworteten daher ihrem Hauptmanne:

—Messire, Ihr seid unser Herr, und wir müssen Euch gehorchen. Aber es ist unsere Meinung, daß wir uns bis jetzt gut benommen haben, und daß es vielleich besser wäre, da es unser letztes Mittel der Rettung ist, uns dem Grafen Derby ehrenvoller Weise unter der Bedingung zu ergeben, daß er uns unser Eigenthum ließe.

—Das ist auch meine Meinung, antwortete Agnos. Und indem er den Kopf aus einem der untern Fenster streckte, machte er ein Zeichen, daß er mit Jemandem des feindlichen Heeres, wer es auch sein mögte, sprechen wollte.

Ein Mann kam, der ihn fragte, was er wollte.

—Ich will den Grafen Derby sprechen, sagte der Sire von Baux.

Der Graf war neugierig, zu erfahren, was der Hauptmann ihm sagen wollte. Er stieg sogleich zu Pferde, und von Walter von Maunh und Messire Stanfort begleitet, begab er sich zu dem Ritter, der ihm sogleich die Anträge stellte, die er mit seinen Gefährten beschlossen hatte.

—Messire Agnos, sagte der Graf, wir werden Euch nicht so gehen lassen. Wir wissen wohl, daß wir Euch so hart belagert haben, daß wir Euch haben werden, wenn wir wollen, denn Eure Festung ruht nur auf Minen. Ergebt Euch daher uns auf Gnade oder Ungnade, nur auf diese Weise werden wir Euch empfangen.

—Wenn wir diesen Entschluß ergreifen, antwortete der Ritter von Baux, so kenne ich Euch zuverlässig als großmüthig genug, Messire, um zu wissen, daß wir Nichts von Euch zu fürchten hätten, und daß Ihr uns behandeln würdet, wie Ihr in demselben Falle den Herzog von der Normandie, oder den König von Frankreich behandeln würdet. Aber das hieße vielleicht einige Söldlinge gefährden, welche wir hier haben, und die ich aus der Provence, aus Savoyen und der Dauphiné hierhergebracht habe, und die Ihr vielleicht nicht eben so gut behandeln würdet, als uns. Und merkt Euch wohl, daß, wenn der Geringste unter uns nicht wie der Höchste empfangen werden sollte, wir es vorziehen würden, uns von Neuem einzuschließen, und unser Leben theuer zu verkaufen. Wollt daher überlegen, Messire, und

uns mit der Biederkeit behandeln, die Krieger unter sich anwenden.

Die drei Ritter zogen sich nun zurück, um sich zu berathen, und das Resultat ihrer Berathung war wie immer, daß man die Belagerten unter den Bedingungen annähme, welche sie verlangten.

Fügen wir schnell hinzu, daß die Befürchtung, der große Thurm mögte noch lange den Bergknappen widerstehen, von nicht geringem Gewichte bei der Großmuth der Belagerer war.

—Wir bewilligen Euch das, was Ihr verlangt, sagte der Graf zu dem Ritter, aber unter der Bedingung, daß Ihr nur Eure Rüstungen von hier mitnehmt.

—Dem geschehe also, sagte Messire Agnos de Baux.

Und Alle bereiteten sich auf der Stelle zum Aufbruche vor.

Aber sie bemerkten, daß sich nur sechs Pferde in der Festung befänden, und daß diese Zahl bei Weitem nicht hinlänglich wäre.

Sie ließen daher die Engländer bitten, ihnen Pferde zu verkaufen, und diese verkauften sie ihnen zu einem solchen Preise, daß sie bei diesem Handel das Lösegeld wieder gewannen, das sie durch die Großmuth ihres Anführers verloren hatten.

Messire Agnos de Baux brach von dem Schlosse la Réole auf, und die Engländer begaben sich, nachdem sie Besitz davon genommen, nach Toulouse.

Am Tage nach ihrem Aufbruche empfing der Mann, welcher Walter von Maunh das Grab seines Vaters angedeutet hatte, von diesem nicht die versprochene Summe, sondern das Dreifache derselben.

XIII.

Lassen wir jetzt den Grafen von Derby seine Eroberung fortsetzen, der wir bis hieher Schritt vor Schritt gefolgt sind, lassen wir ihn Mont Férat, Villefranche und Angouleme nehmen, und sehen wir, was Eduard III. während dieser Zeit that.

Man wird sich erinnern, daß Jakob van Artveld dem Könige von England angeboten hatte, seinen Sohn, den Prinzen von Wallis, zum Herrn von Flandern, und aus Flandern ein Herzogthum zu machen.

Dem zu Folge versammelte Eduard III. die Barone und die Ritter um sich, und theilte ihnen den Entschluß mit, den er gefaßt hatte, seinen Sohn nach Sluis zu führen, um dort in das von van Artveld versprochene Herzogthum eingesetzt zu werden, wobei er sie bat, ihn zu begleiten, was die Ritter und Barone zu thun sich beeilten.

Der König begab sich mit seiner ganzen Schaar nach dem Hafen von Sandwich, und schiffte sich am 8. Juli 1345 dort ein.

Er kam bald in dem Hafen von Sluis an, wo er blieb, und wo ihn seine Freunde von Flandern beständig besuchten.

Aber aus allen diesen Besuchen ging für den König von England bald eine zuverlässige Sache hervor, nämlich, daß sein Gevatter van Artveld nicht mehr einer eben so großen Gunst genösse, als ehedem, und daß er sehr viel gewagt hätte, indem er versprach, den Grafen Ludwig, seinen natürlichen Herrn, zu Gunsten des Prinzen von Wallis zu berauben.

Van Artveld besuchte indessen fleißig Eduard III., und beruhigte ihn, so viel als er es vermogte, über die Folgen der Unterhandlung, was nicht verhinderte, daß der König sich eines Abends offen mit seinem Gevatter darüber besprach.

— Es scheint mir, Meister, sagte Eduard zu van Artveld, indem er auf dem Verdecke der Katharine, einem so großen und so mächtigen Schiffe, daß es nach der Aussage von Froissard ein Wunder war, es zu sehen, auf- und abging, es scheint mir, Meister, daß unser Versprechen nicht so rasch zur Ausführung kömmt, als Ihr es versprochen hattet. Und dennoch seid Ihr ein Mann von Rath und von Erfahrung; denn ich erinnere mich unserer ersten Unterredung, und werde mich immer der weisen Rathschläge erinnern, welche Ihr mir gegeben habt. Heute habe ich eine Zusammenkunft mit den

Räthen Eurer guten Städte von Flandern gehabt, und es schien mir, daß sie sehr verlegen waren, mir eine entscheidende Antwort zu geben, die sie mir indessen für morgen versprochen haben. Woher kommt das, Meister? Habt Ihr denn in dem Maße, als Ihr an Ruf zunehmt, an Macht verloren?

—Gnädiger Herr, antwortete van Artveld, den der König niemals so sorgenvoll gesehen hatte, ich habe mich anheischig gemacht, Flandern Eurem Sohne zu geben, und er wird es erhalten. Aber Ihr werdet begreifen, daß ein solches Reich nicht ohne Erschütterung aus einer Hand in die andere übergeht, und daß es zwischen dem, welcher gibt, und dem, welcher empfängt, gar viele Leute gibt, die es an sich ziehen. Ich habe Nichts von meinem Einflusse verloren, ich hoffe es zum Mindesten, aber Jedermann wirft, wenn er wächst, einen weit größeren Schatten, und verbirgt eben so viele auf ihn eifersüchtige Leute mehr. Man kennt meine Ergebenheit für Eure Gnaden, und man fürchtet, daß diese Ergebenheit mich ein Wenig zu weit fortreißen würde. Alles, dessen es bedarf, ist, diesen guten Leuten begreiflich zu machen, wer Ihr seid, und wie gut ich es mit Ihnen meine, indem ich sie Euch gebe. Und, fügte van Artveld hinzu, wenn sie es nicht im Guten begreifen, so werden sie es wohl mit Gewalt begreifen müssen.

—Ihr wolltet Euch erzürnen, Meister van Artveld, und für mich! äußerte Eduard.

—Die Wahrheit zu sagen könnte ich mich für keine

edlere Sache erzürnen, gnädiger Herr; o! Ihr kennt mich bis jetzt nur als Mann von Rath, Ihr werdet mich vielleicht eines Tages als Mann der That kennen lernen, und dann wird derjenige, den der König von England scherzweise seinen Gevatter nennt, vielleicht ernstlich der Freund seines erhabenen Verbündeten werden.

— Ich weiß bereits, Meister, daß Ihr ein Mann voll Vorsicht seid, und daß es wenig so gut bewachte Fürsten gibt, als Euch.

— Und wer hat Euch das gesagt, gnädiger Herr?

— Ein Gesandter, den Ihr ehedem an den König von England abgesandt habt, und der mit Walter, dem Gesandten des Königs Eduard, nach Gent zurückgekehrt ist.

— Gerhard Denis, äußerte van Artveld, indem er unwillkürlich erbleichte.

— Er selbst. Ein Innungsmeister der Weber, wie ich glaube. Und was ist aus diesem Manne geworden? fragte der König mit gleichgültiger Miene.

— Was aus ihm geworden ist, gnädiger Herr? bis jetzt noch Nichts! aber Gott weiß, was aus ihm werden wird.

— Hat der Handel ihn bereichert?

— Unglücklicher Weise, gnädiger Herr, beschäftigt er sich mit andern Dingen, als mit dem Handel.

— Und mit was denn?

— Mit der Politik.

—Das ist Eure Schuld, Meister. Warum habt Ihr einen Gesandten aus ihm gemacht. Er war Euch indessen zugethan.

—Wie der Hund seiner Kette, gnädiger Herr, und weil er es nicht anders thun konnte; wenn mir aber je Unglück zustoßen sollte, so wird es durch diesen Mann sein.

—Aber, wenn ich mich recht der Unterhaltung erinnere, die ich kurze Zeit vor der Reise, welche wir mit einander machten, mit ihm hatte, so sagte er mir, daß Ihr mit so treuen Männern umgeben wäret, daß Ihr nur einen Wink zu geben hättet, damit Eure Feinde verschwänden. Er irrte sich also?

—Er irrte sich nicht, in Bezug auf die Andern, aber unglücklicher Weise irrte er sich hinsichtlich seiner. Gerhard Denis hat heute eine Partei, Gerhard Denis ist fast gefährlich, und zu versuchen, sich seiner zu entledigen, hieße fast seine Gewalt anerkennen, und in jedem Falle würde man sich gefährden. Wenn wir jetzt Widerstand gegen unsere Pläne finden, so kommt er uns von diesem Manne. Demnach auch . . .

Van Artveld schien zu zögern, ob er seinen Satz fortsetzen sollte.

—Demnach auch? begann der König wieder, wie um Jakob aufzufordern, seinen Gedanken zu vervollständigen.

—Ich wollte Euch daher auch veranlassen, gnädiger Herr, ihn für den Fall nicht zu empfangen, wo er

sich hier vorstellen sollte. Er kann nur mit bösen Absichten hierher kommen.

Kaum hatte Jacquemart dieses letzte Wort ausgesprochen, als Robert, derselbe, der den König auf seiner ersten Reise nach Gent begleitet hatte, sich Eduard näherte und zu ihm sagte:

— Gnädiger Herr, es ist ein Mann an Bord gekommen, der Eure Gnaden zu sprechen verlangt.

Während dieser Zeit hatte van Artveld sich entfernt, und erwartete an dem Ende des Verdeckes, daß Eduard wieder zu ihm käme.

— Und was will dieser Mann? fragte der König.

— Er will Euch sprechen, gnädiger Herr.

— Hat er sich genannt?

— Nein, gnädiger Herr, aber ich habe ihn erkannt.

— Und er ist?

— Der, welcher mit dem gnädigen Herrn reiste, als ich die Ehre hatte, ihn nach Gent zu begleiten.

— Gerhard Denis, flüsterte Eduard, Meister Jakob hat es vorausgesehen. Es ist gut, Robert, fuhr der König fort, indem er sich an den Diener wandte, laß diesen Mann in meine Kajüte treten, und sag ihm, er solle mich erwarten.

Robert entfernte sich, und Eduard näherte sich wieder van Artveld.

— Nun denn! Meister, sagte der König, morgen werden wir wissen, woran wir uns zu halten haben, nicht wahr?

—Ja, gnädiger Herr.

—Denn Ihr werdet begreifen, daß ich nicht mein ganzes Leben lang in dem Hafen von Sluis bleiben kann. Ich habe ein Gelübde zu erfüllen, und Ihr allein haltet mich auf.

—Rechnet auf mich, Sire, sagte van Artveld, der an dem Tone, mit welchem der König die letzten Worte ausgesprochen, verstanden hatte, daß er sich entfernen müßte, rechnet auf mich und traut den Andern nicht.

Jacquemart verneigte sich, und stieg, indem er das Verdeck des Schiffes verließ, in seine Barke hinab, die ihn wieder an das Land führte.

Der König ging in das Zwischendeck hinab und fand Gerhard Denis, der ihn erwartete.

Der Innungsmeister der Weber war nicht mehr gänzlich derselbe von ehedem; sein Kostüm war immer noch eben so einfach, aber sein Gesicht hatte sich verändert. Ein gewisser Stolz war der vorherrschende Charakter seiner Züge, und als er ihn wieder sah, sah Eduard auf der Stelle ein, daß er auf weit ernstere Händel, als den Ankauf von Wolle, die Schlauheit verwandte, mit der die Natur ihn begabt hatte, und die seine kleinen Augen erleuchtete, deren Blick weit zuversichtlicher und weit schärfer war, als ehedem.

Dieser Mann hatte in dem Gesichte eine Miene falscher Biederkeit, von welcher ein minder schlauer Politiker, als Eduard, sich hätte fangen lassen, die aber den

königlichen Gevatter van Artvelds nicht täuschen konnte. Es war leicht zu sehen, daß Gerhard Denis alle schlechten Leidenschaften Jacquemarts, aber daß er nicht den Verstand seines Nebenbuhlers hatte, um sie zu verbergen. Er hatte die List, welche auffaßt, aber es mußte ihm an der Gewandtheit fehlen, welche ausführt. Er war schlau, aber es mußte ein Augenblick kommen, wo die Rohheit die Schlauheit überragen würde. Das kam ohne Zweifel daher, weil er nicht aus Interesse, sondern aus Nachahmung ehrgeizig war. Er war einer jener Männer, welche, wenn sie einen ihres Gleichen sich erheben sehen, einen Haß gegen ihn fassen und sich, nicht an seiner Seite, sondern an seine Stelle erheben wollen. Sie haben den Einfall, groß zu werden nur, weil sie Andere groß werden sehen, und statt ihre Anlagen für den Triumph ihres Ehrgeizes anzuwenden, verwenden sie dieselben auf die Vernichtung des Mannes, der ihnen hinderlich ist, so daß an dem Tage, wo sie den Platz ihres Nebenbuhlers eingenommen haben, sie, da ihr Haß gestillt ist, nicht mehr wissen, was sie thun sollen, und nur die geringen Nachahmer ihrer Vorfahren sind.

Gerhard Denis war neidisch. Wir haben in dem Anfange dieser Geschichte gesehen, daß er van Artveld persönlich verabscheute. Wenn Jacquemart ein einfacher Brauer geblieben wäre, so wäre Gerhard ein einfacher Weber geblieben. Wenn ein Mann des Volkes sich plötzlich, wie van Artveld erhebt, so läßt er sogleich gerade

unter denen, welche ihn unterstützen sollten, da er aus ihrem Stande hervorgeht, heimlichen und beständigen Haß entstehen, der im Dunkeln die Stellung erschüttert, die er sich geschaffen hat.

Gerhard beneidete das Glück van Artvelds, wie ein Kind das Spielwerk eines andern Kindes beneidet, ohne Grund, und um es zu zerbrechen, sobald es dasselbe besitzen würde.

Uebrigens willigte Gerhard mit Vergnügen ein, nicht Ruthwaert zu werden, aber unter der Bedingung, daß van Artveld es nicht mehr sein würde.

Wie dem auch sein möge, während Jakob ein bedeutender Mann geworden war, war Gerhard etwas Bedeutendes geworden, und so, wie er war, kam er, um den König Eduard III. zu besuchen.

Als der König sich Gerhard gegenüber befand, blickte ihn dieser fest an, und nachdem er sich verneigt hatte, sagte er zu ihm:

— Meister Walter, ich freue mich, Euch wiederzusehen, denn ich habe ein gutes Andenken an unsere Reise bewahrt; ich mögte Euch daher auch um die Gunst bitten, so bald als möglich mit Eurem huldreichen Gebieter zu sprechen.

— So folgt mir denn, Meister Gerhard, äußerte der König lächelnd, denn ich habe ein eben so gutes Andenken, als Ihr, an die Reise bewahrt, die ich das Vergnügen gehabt habe, mit Euch zu machen.

Indem er das sagte, ließ der König Gerhard in ein

Zimmer treten, dessen Thüre er selbst verschloß, nachdem er seinen Besuch sich hatte setzen lassen.

—Ihr wolltet mit dem Könige von England sprechen, Meister, sagte er zu ihm, wohlan! sprecht, der König von England hört Euch.

XIV.

Gerhard stand unwillkürlich auf.

—Demnach also, sagte er, Walter und der König Eduard III. . . .

—Waren nur einer, Meister; was Euch nicht verhindern darf, Euch zu setzen, denn der König erinnert sich eben so gut als Walter seines Reisegefährten Gerhard Denis. Nun denn, Meister, fuhr der König fort, ist die Speculation geglückt, deren Vertrauter ich gewesen bin?

—Ja, Sire, und ich muß sogar sagen, daß ich glaube, daß Eure huldreiche Gesellschaft mir Glück gebracht hat, denn Alles, was ich seitdem unternommen, ist mir eben so gut geglückt, als dieser Schmuggelhandel . . .

—Demnach also geht der Handel gut?

— Ja, gnädiger Herr; aber Eure Hoheit muß sich denken, daß es keine Handelsangelegenheit ist, die mich hierherführt.

— Aber in jedem Falle ist es eine Angelegenheit?

— Ja, gnädiger Herr, und wenn ich komme, so geschieht es in dem Interesse Eurer Hoheit, und um ihr einen Dienst zu erweisen.

— Ich freue mich, Meister Gerhard, daß Euch seit meiner ersten Reise Alles in dem Grade geglückt ist, daß Ihr jetzt dem Könige von England einen Dienst erweisen könntet.

Gerhard verstand aus der Antwort des Königs, daß dieser nicht wie mit van Artveld auf gleichem Fuße mit ihm unterhandeln würde, und, wer weiß, um wie viel dieser Unterschied, den der König zwischen den beiden Männern machte, den Haß Gerhards gegen den Ruthwaert steigerte.

— Wie dem auch sein möge, gnädiger Herr, erwiderte der Weber, und so fern ich auch schon dadurch daß ich nicht dieselben Sphären bewohne, als Ihr, von Euch stehen mag, es gibt Dinge, die ich sehe, und die Euren Blicken entgehen, weil sie von den Interessen derer versteckt sind, welche die Ehre haben, sich Euch zu nähern. Ueber diese Dinge wollte ich Euch aufklären, Sire, und Niemand vermögte es besser zu thun, als ich; deshalb habe ich mir erlaubt, zu Euch zu kommen, nicht mehr als Gesandter van Artvelds, sondern als mein eigener Gesandter.

— Sprecht, Meister Gerhard, sprecht.

—Da Ihr so gütig sein wollt, Euch der Reise zu erinnern, Sire, welche ich die Ehre gehabt habe, mit Euch zu machen, so erinnert Ihr Euch vielleicht auch dessen, was ich Euch zu dieser Zeit über van Artveld sagte; daß seine Macht nicht lange dauern würde, und daß es in Gent Leute gäbe, die eben so gut, und besser als er, alle politischen und Handelsverträge, welche einem so großem Könige anständen, mit Eduard von England abschließen würden.

—Das ist wahr, ich erinnere mich dessen.

—Ich erinnere mich sogar, gnädiger Herr, fuhr Gerhard fort, wie als ob er dem Könige hätte beweisen wollen, daß er keinen der Umstände der Reise vergessen, die er in seiner Gesellschaft zurückgelegt, ich erinnere mich sogar, daß in dem Augenblicke, wo ich Euch das sagte, Eure Augen sich auf einen Falken hefteten, der einen Reiher jagte, und daß, als der Reiher besiegt war, Ihr den jagenden Vogel nahmet, an dessen Schnabel Ihr einen Smaragdring von großem Werthe stecktet. Ihr behieltet sogar den Falken, was den sehr in Erstaunen versetzte, der ihn zurückzuverlangen kam, und was mich auch sehr verwunderte.

—Das ist wieder wahr, murmelte Eduard, den diese Erinnerung an Alix von Granston und die Besorgniß erinnerte, in welcher ihn das Verschwinden des Grafen von Salisbury ließ, das ist wieder wahr, fahrt fort, Meister.

Und der König stand auf und ging mit großen

Schritten auf und ab, indem er von Zeit zu Zeit die Hand an seine Stirn legte.

— Nun denn, Sire, fügte der Weber hinzu, indem er gleichfalls aufstand, diese Männer, welche ich Euch damals prophezeite, existiren jetzt wirklich, und die Macht des Brauers ist so gewaltig erschüttert, daß er vielleicht morgen gezwungen sein wird, wie ein Verbrecher zu fliehen, wenn nicht irgend ein guter Armbrustschuß ihn auf dem Wege aufhält.

— Und ohne Zweifel befindet sich an der Spitze dieser Männer Meister Gerhard Denis.

— Ja, Sire.

— Und der neue Herr kömmt, um dem Könige von England, wo nicht seine Bedingungen aufzuerlegen, sie ihm zum Mindesten anzubieten.

— Nein, Sire, er kömmt nur, um den König Eduard zu benachrichtigen, daß van Artveld ein Versprechen übernommen hat, das er nicht wird halten können, und daß die, an deren Spitze sich Gerhard Denis befindet, keinen anderen Fürsten wollen, als ihren rechtmäßigen Fürsten, es sei denn . . .

— Es sei denn . . .

— Es sei denn, daß der, welcher ihnen gebietet, es anders will, oder ein Mittel findet, Alles zu vereinigen.

— Und dieses Mittel?

— Ich habe es, Sire.

— Und darf man es wissen?

— Zuverlässig, Sire, aber Ihr werdet mir erlauben.

es Euch bis zu dem Augenblicke zu verschweigen, wo, statt eine Wahrscheinlichkeit zu sein, es eine Gewißheit werden könnte.

—Der Schluß dieser Unterredung ist also?

—Ist, gnädiger Herr, daß, was sich auch zutragen möge, Flandern die Verbindung mit England in großen Ehren halten wird, und daß, wenn es jemals von mir abhängt, dieses Bündniß gewiß sein wird.

—Wenn jedenfalls England es annimmt.

—Und welches Interesse sollte England haben, es auszuschlagen?

—England hat nicht allein Interessen, Meister Gerhard, es hat auch Freundschaften. Jakob van Artveld ist bis jetzt der treue Verbündete und der ergebene Freund König Eduards III. gewesen, es ist möglich, daß wenn dem Ruthwaert ein Unglück zustoßen sollte, der König von England sich seiner Sache annimmt, und ihn zu rächen versucht, wie er bereits in Frankreich diejenigen zu rächen beginnt, welche Philipp VI. hat sterben lassen, weil sie seine Verbündeten waren. Wir werden indessen uns von den Umständen rathen lassen, Meister Gerhard. Einstweilen bin ich auf die Einladung Jakobs van Artvelds hier, den ich so eben verlasse, und bis daß er seine Versprechungen gebrochen hat, werde ich die meinigen nicht brechen, und dabei werde ich noch im eintretenden Falle die Ereignisse zu berücksichtigen wissen, deren Opfer er hätte sein können.

— Sire, Ihr erwartet morgen eine Deputation von Räthen?

— Ja.

— Diese Deputation wird Euch das wiederholen, was ich Euch so eben gesagt habe; nämlich, daß Nichts ohne die Einwilligung der Gemeinde geschehen kann.

— Wir werden warten, Meister. Die Geduld ist die Ewigkeit der Könige.

Es war klar, daß Eduard III. den Beistand Gerhard Denis für den Fall annehmen würde, wo dieser Beistand ihm nützlich wäre; aber er war ein zu guter Politiker, um sich zu irgend Etwas zu verpflichten, so lange als der Brauer noch an der Spitze von Flandern stand.

Am folgenden Tage kamen die Räthe an Bord der Katharina. Van Artveld befand sich seit einigen Augenblicken bei dem Könige.

— Theurer Sire, sagte einer der Räthe, welcher im Namen der Andern das Wort nahm, Ihr verlangt etwas sehr Schwieriges von uns, worüber Flandern späterhin Rechenschaft von uns verlangen könnte. Zuverlässig gibt es jetzt keinen Fürsten, den wir so gern zum Herrn haben mögten, als Euren Sohn, den Prinzen von Wallis; aber das, was wir wünschen, vermögen wir nicht allein auszuführen, und wir bedürfen dazu der Einwilligung aller Gemeinden von Flandern. Jeder wird sich daher in seine Stadt zurückziehen, die Stimmen sammeln, und das, was der vernünftigste Theil der Flamänder wollen wird, das wer-

den wir wollen. In einem Monate werden wir hier sein, und wir stehen Euch dafür, Sire, daß unsere Rückkehr Euch große Freude verursachen wird.

—So geschehe dem also, erwiderte der König, ich werde Euch noch einen Monat erwarten.

Die Deputation zog sich zurück, und Jakob van Artveld blieb bei dem Könige. Jakob war immer sorgenvoller.

—Nun denn! was sagt Ihr dazu, Gevatter? fragte Eduard den ehemaligen Brauer, und fürchtet Ihr jetzt nicht, daß Ihr mich habt umsonst kommen lassen?

—Ah! ah! Sire! ich weiß nicht, was Ihr für Euch zu bedauern haben werdet, aber ich weiß, daß außer noch vielen andern Gründen, ich besonders jetzt lieber in den Kleidern des Königs von England sein mögte, als in den meinigen.

—Ihr seid nicht ehrgeizig, Meister, antwortete Eduard III., lächelnd. Es ist also wahr, was man sagt?

—Und was sagt man, Sire?

—Man sagt, daß Jakob van Artveld jetzt weder eben so geliebt, noch eben so einflußreich sei, als er es ehedem war.

—Und warum, mein Gott?

—Man beschuldigt Meister van Artveld, seinen rechtmäßigen Herrn, den Grafen Ludwig, allmählig aus dem Besitze zu vertreiben, was vielleicht Nichts zu bedeuten hätte, wenn Meister Jacquemart nicht die Hand

auf einen gewissen Schatz von Flandern gelegt, und ihn verwandt hätte, ohne Rechenschaft davon abzulegen, was glauben ließe, daß er nicht gänzlich die Bestimmung erhalten hätte, die er haben sollte. Daraus geht hervor, daß man sich jetzt vielleicht gegen Jakob van Artveld verschwört, gerade als ob van Artveld ein geborner Fürst wäre.

—Man verschwört sich, äußerte Jakob, indem er unwillkürlich erbleichte.

—Man sagt es.

—Und wer sagt das, Sire?

—Der Wind, der von Gent kömmt.

—Gnädiger Herr, Ihr habt den Weber Denis gesehen.

—Vielleicht.

—Dieser Mann wird Euch verrathen, Sire.

—Wer sagt Euch, daß ich ihn gesehen habe, Meister, und wenn ich ihn selbst gesehen hätte, wer sagt Euch, daß ich ihm traute?

—Dann, Sire, müßt Ihr mir beistehen, seine Complotte zu vereiteln, und den Prinzen von Wallis triumphiren zu lassen.

—Ich bin nur deshalb gekommen, und um die Wahrheit zu sagen, fürchte ich sehr, mich vergebens bemüht zu haben.

—Nein, Sire, es wird Euch gelingen, wenn Ihr mir beistehen wollt.

—Was muß ich thun?

—Ihr müßtet mir vier Hundert Mann geben, Sire,

um die Ausführung Eurer Pläne zu erleichtern und sich unserer Feinde zu bemächtigen, denn wir haben deren.

—Und die Wache um so viel zu vermehren, welche Jakob van Artveld vertheidigen soll.

—Ah! Sire, wer van Artveld erhält, erhält Euren Verbündeten, und vertheidigt Eure Ansprüche.

—Das ist richtig. Nun denn, ich will Euch vier Hundert Mann geben.

—Ich werde sie Nachts in Gent einziehen lassen, und wenn bei der Rückkehr der Räthe die Ereignisse gegen uns sind, so werden wir die Ereignisse erzwingen.

—Trefflich geurtheilt, Meister, und dann wird der Mann des Rathes dem Manne der That Platz machen, äußerte der König, der kein großes Vertrauen zu dem Muthe seines Gevatters zu haben schien.

—Ja, Sire.

—Nun denn, noch heute Abend sollen diese vier Hundert Mann zu Eurer Verfügung stehen.

—Und noch heute Abend, Sire, werden Sie in Gent einziehen.

—Was auch geschehen möge, fügte Eduard hinzu, ich bin da, um Euch zu beschützen, Meister, und wenn man Euch tödtet, so werde ich Euch rächen, ich verspreche es Euch.

Und indem er dieses sagte, reichte der König dem Ruthwaert herzlich die Hand.

Aber bei diesem Worte, welches Eduard so eben ausgesprochen hatte, war van Artveld von Neuem erbleicht, und seine Hand zitterte in der königlichen Hand.

—Ich hatte mich nicht geirrt, dachte Eduard, dieser Mann hat Furcht.

—Da kömmt mir eine Idee, sagte der König laut.

—Welche, Sire?

—Noch Hundert Mann den vier Hundert Andern hinzuzufügen, denn ich glaube, daß Ihr niemals zu gut bewacht sein werdet.

Van Artveld konnte sich nicht enthalten, die Hand des Königs zu küssen.

—Ach! mein armer Sohn, murmelte Eduard, indem er sich von dem Brauer entfernte, wenn Du jemals durch den Beistand Meister Jacquemarts Herr von Flandern wirst, so soll mich das sehr wundern.

Am selben Abende landete van Artveld mit der Schaar, welche ihn Eduard versprochen hatte, und ließ sie während der Nacht in Gent einrücken.

Aber in dem Augenblicke, wo er das Stadtthor überschritt, entfernte sich in der Finsterniß ein Mann, der ihn erkannt hatte.

Dieser Mann war Gerhard Denis, welcher, da er wußte, daß van Artveld nicht mit den Räthen an das Land zurückgekehrt wäre, irgend eine Ueberraschung geahnet hatte, und die Rückkehr des Brauers bereits seit langer Zeit belauerte.

XV.

Die fünf Hundert Mann Eduards zogen in die Stadt, und von diesen letzten zurückgeführt, erreichte van Artveld sein Hotel wieder.

Indessen erwachte die Stadt am folgenden Tage mit einer gewissen Aufregung.

Vom Morgen an wurden Groß und Klein auf dem Markte zusammenberufen, und der von den Räthen, welcher am Tage zuvor am Bord der Katharina das Wort genommen, und Eduard die für das Gelingen seiner Pläne anzuwendenden Mittel mitgetheilt hatte, redete das Volk in demselben Sinne an, und meldete ihm, daß der König von England den Prinzen von Wallis mit sich führe, dem van Artveld Flandern versprochen hätte.

Nun entstand ein allgemeiner Tadel, und das Volk

rief in Masse aus, daß es seinen natürlichen Herrn nicht Eduards Sohne wegen enterben würde.

Das war das, was Gerhard Denis dem Könige am Tage zuvor gesagt hatte.

Wir werden daher auch nicht verwundert sein, dort den Weber wiederzufinden, der den entstehenden Zwiespalt nach seinen Kräften anfachte, und das Volk gleichfalls anredete.

— Ergebt Euch auf der Stelle, meine Freunde, sagte Gerhard, denn Ihr würdet Euch später ergeben müssen.

— Was wollt Ihr damit sagen? rief man aus.

— Ich will damit sagen, daß van Artveld der Stärkere ist, und daß er Euch dieses Mal wie immer seinen Willen auferlegen wird.

— Nein, nein.

— Er hat diese Empörung vorausgesehen, und seine Vorsichtsmaßregeln sind getroffen.

— Was hat er gethan?

— Er hat von dem Könige von England eine Verstärkung von Tausend Mann verlangt, vortreffliche Bogenschützen, welche heute Nacht in die Stadt gerückt sind, und die die Forderungen des Königs und Jacquemarts durch alle Mittel unterstützen werden.

Wie man sieht, log Gerhard um fünf Hundert Mann; aber das ist etwas sehr Geringes, wenn es sich darum handelt, seine Meinungen triumphiren zu lassen.

Eine Art von Bestürzung bemächtigte sich der Anwesenden.

— Und das ist nicht Alles, fuhr Gerhard fort, van Artveld hat nicht umsonst den Schatz von Flandern genommen, und ist wie ein König bewacht.

— Tod dem Verräther! rief man von allen Seiten aus.

Gerhard wollte seine Anrede fortsetzen, aber seine Stimme wurde bald von dem Geschrei des ganzen Volkes überschallt, welches den Kopf des Brauers verlangte.

— Nach seinem Hotel! riefen alle diese Rasenden aus, welche wie eine Fluth nach dem Hotel Jacquemarts stürzten.

Als van Artveld diesen anfangs wie einen fernen Orkan dumpfen, dann wie das Rollen des sich nahenden Donners schnellen und heftigen Lärm hörte, hatte er Furcht.

Hierauf ließ er die Thüren und die Fenster verschließen und verrammeln.

Es war Zeit.

Kaum hatten die Diener diesem Befehle ihres Herrn gehorcht, als das Volk das Hotel umringte.

Das Haus war indessen gut bewacht.

Hundert und vierzig bis Hundert und fünfzig Mann besetzten und vertheidigten es tapfer; aber sie glichen jenen Galliern, welche ihre Pfeile mit dem Blitze kreuzten, und obgleich bei jedem ihrer Schüsse ein Feind fiel, zog sich dennoch der Strom enger zusammen, und die menschlichen Wellen schienen sich noch zu vermehren.

Van Artveld sah ein, daß kein Widerstand zu leisten wäre, und daß, wenn diese Menge in sein Hotel dränge,

er ohne Gnade und Barmherzigkeit niedergemacht werden würde.

Nun rief er seine ehemalige Gewandtheit zu Hilfe; aber in diesem Augenblicke beherrschte ihn die Furcht, und statt gewandt zu sein, war er nur feig.

Er öffnete daher ein Fenster, und zeigte sich dem Volke.

Es waren anfangs Rufe der Wuth und des Todes, vor denen der arme Jacquemart an allen seinen Gliedern zitterte; aber einige Stimmen ließen sich hören, indem sie sagten:

—Er will sprechen, hören wir ihn, und allmählig stellte sich die Stille wieder her, die ganz bereit war, sich durch Drohungen und durch Hohngeschrei zu unterbrechen.

—Gute Leute, was wollt Ihr? fragte van Artveld. Wer regt Euch so auf? warum seid Ihr so böse auf mich? wie kann ich Euch erzürnt haben? Sagt es mir, und ich werde mich gänzlich nach Eurem Willen bessern.

Ein allgemeines Gelächter und Steine empfingen diesen ersten Theil der jammervollen Rede van Artvelds, aber, wie einige Sekunden zuvor, stellte sich das Schweigen von Neuem wieder her.

—Wir wollen Rechenschaft über den Schatz von Flandern haben, den Ihr gestohlen habt, rief Gerhard Denis aus.

Jacquemart erkannte die Stimme seines ehemaligen Gesandten, und er glaubte, daß, wenn er sich an ihn

allein wende, er mehr Aussicht hätte, Gnade zu erlangen, als wenn er diese erzürnte und unverständige Menge anflehte.

—Wie, mein guter Gerhard, Du bist hier unter denen, welche mir Böses wollen? Du, der Du mich kennst, sage ihnen doch, daß ich Nichts gethan habe, um sie zu erzürnen.

—Du hast den Schatz vergeudet.

—Ja, ja, fluchten alle diese Menschen.

—Meine Freunde, meine guten Freunde, rief van Artveld mit durch die Furcht erstickter Stimme aus, kehrt nach Haus zurück, und kommt morgen früh, so früh als Ihr wollt, wieder, und ich werde Euch all die Rechenschaft ablegen, die Ihr zu haben verlangt.

—Auf der Stelle, auf der Stelle, war der allgemeine Ruf.

—Du wirst bis morgen entfliehen, sagte eine Stimme.

—Oder Du wirst uns durch die Tausend Mann des Königs Eduard tödten lassen.

—König Eduard hat mir keine Tausend Mann gegeben.

—Du lügst, rief Gerhard aus.

—Er hat mir nur fünf Hundert gegeben, sagte Jakob mit Thränen in den Augen.

—Er gesteht es, er gesteht es, heulten die Angreifenden.

—Ich werde sie verabschieden, sagte Jacquemart. Aber Niemand vermogte ihn zu hören, denn von Neuem

strömte die Woge gegen die Thore des Hotels, und Steine zerschmetterten die Fenster.

Nun sank der ehemalige Brauer auf die Knie und rief schluchzend aus:

—Meine Herren, Ihr seid es, die mich zu dem gemacht haben, was ich bin. Ihr schworet mir ehemals, daß Ihr mich gegen Jedermann beschützen und vertheidigen würdet, und nun wollt Ihr mich heute ohne Grund umbringen. Ihr könnt es thun, da ich allein gegen Euch Alle bin, und keine Vertheidigung habe. Aber berücksichtigt ein Wenig das Gute, das ich Euch gethan habe, und das ich Euch noch thun kann.

Allmählig hatte sich die Stille wieder hergestellt.

—Kommt herab, kommt herab, rief man, denn Ihr könnt nicht von so hoch aus sprechen, und wir wollen Euch verstehen. Wir wollen wissen, was aus dem großen Schatze von Flandern geworden ist, den Ihr zu lange verwaltet habt, ohne Rechenschaft davon abzulegen. Kommt herab, kommt herab.

—Ich komme herab, sagte van Artveld, und er verschloß das Fenster.

Aber es scheint, daß die Rechnungen, die er abzulegen hatte, verwirrt waren, und daß er es vorzog, sich nicht den Möglichkeiten der Untersuchung anzuvertrauen, denn er dachte daran, durch die Hinterthüre zu entfliehen, um sich in eine an sein Hotel grenzende Kirche zu flüchten

Aber als die, welche sich unten befanden, ihn nicht kommen sahen, ahneten sie irgend einen feigen Streich,

und begaben sich in Masse auf die andere Seite des Hotels.

Sie sahen in der That, daß Jakob fliehen wollte, und da diese Flucht für sie der Beweis von dem war, dessen sie ihn anklagten, so fielen sie über ihn her, und trafen ihn trotz seinem Geschrei und seinen Thränen.

Der unglückliche Ruthwaert rollte zu ihren Füßen, und athmete noch, als Gerhard Denis sich ihm näherte.

Als er den kommen sah, den er lange für seinen Freund gehalten hatte, sammelte der Brauer alle seine Kräfte, und sagte zu ihm:

— Gerhard, mein guter Gerhard, rette mich.

Indem sich nun der Weber dem Sterbenden näherte, stieß er ihm sein Messer bis an das Heft in die Gurgel, und Jakob starb, ohne einen Schrei außgestoßen zu haben.

„So endigte van Artveld, sagt Froissard, der zu seiner Zeit ein großer Herr in Flandern war; arme Leute erhoben ihn zuerst, und boshafte Leute brachten ihn am Ende um."

Eduard erfuhr sogleich, was sich in Gent zugetragen hatte, und noch am selben Abende ging er sehr erzürnt darüber nach England unter Segel, indem er schwur, den Tod seines Gevatters van Artveld auf eine exemplarische Weise zu rächen.

Als Gerhard Denis den Aufbruch des Königs und die Drohungen erfahren hatte, welche er bei seiner Abreise gemacht, verlangte er, daß eine Gesandtschaft an Eduard

abgesandt würde, um von Flandern den Zorn eines so mächtigen Königs abzuwenden, der sich als seinen aufrichtigen Verbündeten gezeigt hatte.

Dem zu Folge gingen die Räthe, welche im Hafen von Sluis zu Eduard gekommen waren, nach London ab.

Der König befand sich in Westminster, als man ihm meldete, daß die Abgeordneten von Ypern, von Brügge, von Kortryk und von Oudenarde zu ihm geführt zu werden verlangten.

Ein Wenig von seinem ersten Zorne zurückgekommen, empfing sie der König.

Nun begannen sie sich über den Tod van Artvelds zu entschuldigen, indem sie versicherten, daß sie, da sie bereits aufgebrochen waren, um die für Eduard nothwendigen Zustimmungen einzuholen, Nichts von dem, was vorgefallen wäre, hätten wissen, noch verhindern können, wobei sie hinzufügten, daß sie untröstlich und erzürnt über dieses Unglück wären, und daß sie aufrichtig den Tod des Ruthwaerts bedauerten, der sie immer weise regiert hätte.

—Indessen, Sire, fügten die Abgeordneten hinzu, kann Euch der Tod van Artvelds nicht das Vertrauen und die Liebe der Flamänder rauben, obgleich Ihr jetzt auf das Erbe von Flandern verzichten müßt, um das sie den Grafen Ludwig nicht bringen können, der sich noch in Tenremonde aufhält, und der, obgleich er sehr vergnügt über den Tod Jakobs ist, der am Ende sich seine Gewalt angemaßt hatte, noch nicht zurückzukeh-

ren wagt, der sich aber bald beruhigen und nach Gent zurückkehren wird.

Da Eduard den Gesandten Nichts antwortete, und immer mehr über den Tod seines Gevatters erzürnt schien, der ihm seine Hoffnungen auf Flandern verlieren ließ, näherte sich ihm einer von denen, die sich anwesend befanden, indem er zu ihm sagte:

—Es gibt vielleicht ein Mittel, Alles auszugleichen, gnädiger Herr.

—Und welches ist dieses Mittel?

Die andern Abgeordneten zogen sich in den Hintergrund des Saales zurück, wie als ob sie verstanden, daß sie dem Nichts hinzuzufügen hätten, was ihr Gefährte zu sagen im Begriffe stand.

—Erinnert Ihr Euch, Sire, des Besuches, den Euch Gerhard Denis am Bord der Katharina abstattete?

—Und ich erinnere mich auch, daß es dieser selbe Gerhard Denis ist, der mit seiner eigenen Hand denjenigen getödtet hat, den ich jetzt rächen will.

—Sire, es gibt Gott angenehme Morde, wenn sie einer ganzen Nation nützlich sind.

—Kurz, dieser Gerhard Denis?

—Hat mir ein Schreiben für Euch übergeben, gnädiger Herr, das uns vielleicht Eure Gnade vollends wieder zuwenden wird.

Und indem er dieses sagte, übergab der Flamänder dem Könige einen Brief, den dieser entfaltete, und der folgende Worte enthielt:

„Sire,

„Gott hat über die Schicksale unseres Landes anders verfügt, als Ihr es dachtet. Der Prinz von Wallis kann jetzt keine Ansprüche mehr auf das Erbe Flanderns machen.“

—Aber dieser Brief ist unnöthig, unterbrach sich Eduard, da er nur das bestätigt, was man mir so eben gesagt hat.

—Wollt gefälligst fortfahren, Sire, begnügte sich der Abgesandte des Webers zu antworten.

Der König begann also wieder:

„Aber Sire, Ihr habt schöne Kinder, Söhne und Töchter; Euer ältester Sohn kann nicht ermangeln, selbst ohne das Erbe Flanderns ein großer Fürst zu werden, und Ihr habt eine nachgeborne Tochter, und wir haben einen jungen Prinzen, den wir ernähren und bewachen, und der der Erbe von Flandern ist; so daß sich wohl auch noch eine Heirath zwischen ihnen machen könnte, und auf diese Weise würde die Grafschaft Flandern immer einem Eurer Kinder bleiben.“

—Nun denn, murmelte Eduard lächelnd, Meister Gerhard hat den Verstand Jakobs van Artveld geerbt.

—Was soll ich antworten, Sire? fragte der Abgesandte.

—Ihr werdet antworten, Messire, sagte der König, daß Eduard III. das Böse vergessen und sich nur des Guten erinnern wird.

„In der That, van Artveld wurde vergessen, sagt Herr van Chateaubriand, wie alle die, deren Ruf weder auf das Genie, noch auf die Tugend gegründet ist.“

XV.

Indessen schien das Glück Eduard ein Wenig zu vergessen. Es fanden unter seinen Anhängern und in seinem Heere Abfälle und Niederlagen statt.

In der That, Philipp ließ durch den Grafen von Blois Johann von Hennegau anbieten, ihm eben so viel Einkünfte zu geben, als er deren in England hätte, wenn er sich an Frankreich anschließen wollte. Johann von Hennegau hatte seine Jugend in England zugebracht, und liebte Eduard; er verlangte daher zu überlegen. Von dem Augenblicke an, wo Johann trotz seiner Freundschaft für den König von England überlegte, war Aussicht vorhanden, daß er die Anträge Philipps annähme. Außerdem ließ ihn der Graf von Blois, sein Schwiegersohn, durch seinen Freund, den Herrn von Flagnoelles, bearbeiten.

Nun aber ereignete es sich gerade, daß zu jener Zeit in England Schwierigkeiten wegen der Lehen stattfanden, die Johann dort hatte, was seine Unentschlossenheit endigte, und ihn zu Philipp übergehen ließ, der ihn auf eine würdige Weise belohnte.

Sogleich befahl Philipp den Herren, Rittern und Kriegern, sich an dem bestimmten Tage in Orleans und in Bourges einzufinden, weil er den Herzog von der Normandie, seinen ältesten Sohn, absenden wollte, um die Engländer zurückzutreiben, welche von dem Grafen von Derby angeführt, die Gascogne überfielen.

Der Herzog Eudos von Burgund und sein Sohn, der Graf von Artois und von Boulogne kamen zu dem Könige, und boten ihm Tausend Lanzen an. Dann kamen der Herzog von Bourbon, und Messire Jakob von Bourbon, sein Bruder, Graf von Penthièvre, begleitet von ihren Kriegsleuten. Dann der Graf von Tancarville, der Dauphin von Auvergne, der Graf von Forez, der Graf von Dammartin, der Graf von Vendome, der Sire von Couch, der Sire von Craon, der Sire von Sully, der Bischof von Beauvais, Johann von Marigni, der Sire von Piennes, der Sire von Beaujeu, Messire Johann von Chalons, der Sire von Rohe, und so viel Barone und Ritter, welche sich in Orleans versammelten, oder gegen Weihnachten 1345 ihr Lager vor Bourges und Toulouse aufschlugen.

Der Herzog von der Normandie mit dem Sire von Montmorency und dem Sire von Saint Vernant, seinen Marschällen, ließen den Angriff des Schlosses Miremont

beginnen, das die Engländer genommen hatten; dieses Schloß war von einem Englischen Hauptmanne und einem Knappen Namens Johann von Bristo bewacht; der Angriff war gewaltig, die Vertheidigung energisch, aber Ludwig von Spanien war mit den Genuesen da, und die Engländer wurden gezwungen, sich zu ergeben. Die Repressalien begannen, eine große Anzahl von denen, die sich ergaben, wurden niedergemacht.

Man ließ ausgeruhte Leute in dem Schlosse, um es zu bewachen, und zog hierauf vor Villefranche.

Die Franzosen griffen die Stadt an, deren Hauptmann abwesend war, und die sogleich genommen wurde; sie brachen nun nach Angouleme auf, indem sie das Schloß ließen, ohne es niederzureißen, was sie bald bereuen sollten. In Angouleme führte der Hauptmann Johann von Norvich das Kommando.

Als der Graf von Derby die Niederlagen der Engländer und die Albernheit erfuhr, welche die Sieger begangen hatten, das Schloß stehen zu lassen, sandte er Krieger in dasselbe, indem er ihnen befahl, sich gut zu vertheidigen, und hinzufügte, daß er ihnen zu Hilfe kommen würde, wenn es Noth thäte. Hierauf sandte er Walter von Mauny, Johann von Lille und andere nach der Festung von Aiguillon, indem er ihnen anempfahl, sich kräftig zu halten.

Es brachen wohl vierzig Ritter und drei Hundert Gepanzerte auf, indem sie Lebensmittel für die Belagerung mitnahmen, sollte diese Belagerung auch sechs Monate dauern.

Nun sah der Herzog von der Normandie den Fehler ein, den er dadurch begangen hatte, daß er das Schloß Villefranche nicht schleifte.

Er beunruhigte sich um so mehr darüber, als er nicht dazu gelangen konnte, Angouleme zu nehmen. Er befahl daher den Kriegern, sich in der Nähe der Stadt zu lagern.

Der Seneschall von Beaucaire bot dem Herzoge an, Lebensmittel in der Gegend nehmen zu lassen, was der Herzog annahm. Der Seneschall nahm sechs Hundert Lanzen und zog damit bis nach Ancenis, eine neuerdings den Engländern übergebene Stadt. Dort angelangt, ging der Seneschall mit nur sechzig Mann ab, um den Engländern Heerden zu nehmen, welche sie verfolgten, und die, indem sie sie verfolgten, mitten unter das Französische Heer fielen, das im Hinterhalte lag, um sie zu erwarten. Diese List gelang vollkommen, denn die sechs Hundert Mann kehrten zurück, indem sie dem Herzoge von der Normandie eine große Anzahl von Gefangenen zuführten.

Während dieser Zeit ließ Johann von Norvich, als er sah, daß der Herzog die Belagerung von Angouleme nicht aufheben würde, einen Waffenstillstand für den Tag der Verkündigung Maria verlangen. Er wurde bewilligt. Nun ließ der Hauptmann Johann von Norvich alle seine Leute sich rüsten, ließ sie die Stadt verlassen, durch das Französische Lager gehen, und sich nach Aiguillon zurückziehen, wo sie mit Freuden empfangen wurden.

Die Bewohner von Angouleme beschlossen nun im

Rathe, sich dem Herzoge von der Normandie zu ergeben. Dieser nahm sie in Gnaden an, und setzte in der Stadt einen Hauptmann Namens Johann von Villiers und Hundert Söldlinge mit ihm ein.

Der Herzog begab sich nachher vor das Schloß Tamassa, das genommen und dessen ganze Besatzung getödtet wurde. Er setzte in dasselbe einen Knappen von Beauce, Namens le Borgne de Milli ein. Von dort begab er sich vor Jonneins, dessen Belagerung lange dauerte.

Kurz, die Engländer ergaben sich durch Vergleich, indem sie Leben und Eigenthum erhielten; die Bewohner blieben unter der Herrschaft des Herzogs von der Normandie, welcher, nachdem er den Hafen Sainte Marie genommen hatte, der von den Engländern besetzt war, Truppen darin ließ und gegen Aiguillon zog.

Er legte zehn Tausend Mann vor Aiguillon.

Es fanden täglich zwei Stürme statt. Die Belagerung dauerte sechs Monate.

Der Herzog befahl nun, eine Brücke zu schlagen, um über das Wasser zu gehen und bis an die Festung zu gelangen. Drei Hundert Zimmerleute arbeiteten Tag und Nacht. Sobald die Brücke vorgerückt war, zerstörte sie die Besatzung von Aiguillon. Man begann sie von Neuem, aber die Franzosen umgaben ihre Arbeiter so gut, daß Walter von Mauny und seine Leute ihre Beendigung nicht verhindern konnten.

Jede Woche fand man ein neues Mittel, um das Schloß Aiguillon anzugreifen. Eines Tages, als er zurückkehrte, um Heerden zu suchen, begegneten sich Karl von

Montmorency und Walter von Mauny. Die Gelegenheit war schön für zwei tapfere Ritter. Es fand ein Kampf statt. Die Franzosen waren wohl fünf gegen einen, aber die von Aiguillon erfuhren dieses Zusammentreffen und kamen den ihrigen zu Hilfe; die Franzosen wurden getödtet, gefangen genommen, und Montmorency entfloh, indem er seine Heerden den Engländern überließ.

Diese Belagerung ist eine der seltsamsten, deren nähere Umstände die Geschichte aufbewahrt hat; wenn man die Arbeiten bedenkt, welche der Herzog von der Normandie machen ließ, so ist man erschreckt.

Die Sachen konnten indessen dabei nicht stehen bleiben. Der Herzog bot demjenigen Hundert Thaler, der zuerst die Brücke des Schloßthores erreichen könnte. Was geschehen mußte, geschah; die Französischen Soldaten stürzten in Masse herbei, die einen fielen in das Wasser, und eine große Anzahl wurde von der Besatzung von Aiguillon getödtet.

Der Herzog ließ eine Art von bedeckter Brücke machen, um sich der Festung zu nähern, aber die Engländer hatten Maschinen machen lassen, um Steine zu schleudern, und sie warfen deren so große, daß sie das Dach zerstörten, und daß der Weg in das Wasser gestürzt wurde, wobei eine große Anzahl Franzosen umkamen.

Die Französischen Ritter betrübten sich über die Länge dieser Belagerung, und wagten nicht davon zu sprechen, sie zu verlassen, indem sie den Herzog hatten sagen hören, daß er nur auf den Befehl seines Vaters abziehen würde. Nun nahmen der Graf von Guines, Connetable von

Frankreich, und der Graf von Tancarville es auf sich, sich nach Frankreich zu Philipp VI. zu begeben, und ihm zugleich das Unglück und den Muth seines Sohnes mitzutheilen. Der König war darüber entzückt und sagte, daß, da man Aiguillon nicht mit Gewalt nehmen könnte, man es durch Hunger nehmen müßte.

Indessen Eduard, welcher erfahren hatte, daß seine Leute auf dem Schlosse Aiguillon geschlagen und schlecht geführt wären, und daß der Graf von Derby ihnen nicht zu Hilfe kommen könnte, faßte den Entschluß, ein großes Heer zu erheben und nach der Gascogne zu ziehen.

In diesem Augenblicke kam der aus Frankreich verbannte Gottfried von Harcourt nach England. Der König und die Königin empfingen ihn, wie sie den Grafen von Artois empfangen hatten, schenkten ihm beträchtliche Güter, und machten sich auf der Stelle mit jener Freigebigkeit, welche sie auszeichnete, einen treuen und ergebenen Verbündeten aus ihn.

Der König theilte nun Gottfried den Entschluß mit, den er gefaßt hatte, dem Grafen von Derby in der Gascogne zu Hilfe zu ziehen, indem er ihn fragte, ob er ihn auf diesem Zuge begleiten wollte.

—Sire, antwortete Gottfried ihm, ich stehe ganz zu Eurem Dienste, wenn Ihr es mir aber erlaubt, so mögte ich Euch einen Rath geben.

—Sprecht, Messire.

—Es scheint mir, als ob der Graf von Derby bis jetzt Eurer Hilfe nicht bedarf, und daß er ein hinlänglich tapferer Ritter ist, um sie noch entbehren zu können. Laßt

ihn sein Werk dort fortsetzen, Sire, und beginnt das Eure auf einer andern Seite. Der Herzog von der Normandie ist abwesend, benutzt es, gnädiger Herr, um sein Land anzugreifen.

— Nun denn! es soll geschehen, wie Ihr es wünscht, Messire, antwortete der König, nachdem er einige Zeit lang überlegt hatte, und möge Gott Euren Rath erhören und ihn sich zum Guten wenden lassen.

— Dann, gnädiger Herr, laßt uns sogleich aufbrechen, denn es drängt mich, es Euch gelingen zu sehen.

— Nein, Messire, wir werden nicht eher aufbrechen, bis daß ich eine Wallfahrt gemacht habe, die mir noch zu thun übrig bleibt, denn, wenn Gott wollte, daß mir während dieses Feldzuges ein Unglück zustieße, so würde ich glauben, daß dieses Vergessen die Ursache davon sei.

— Dann, murmelte der König leise, muß ich wissen, was aus dem Einen und der Andern geworden ist.

Am folgenden Tage befahl der König, daß man in den Hafen von Hantonne eine große Anzahl von Fahrzeugen und Schiffen kommen ließe.

Er ließ von allen Seiten seine Krieger und seine Ritter herbeirufen, und bestimmte den Aufbruch für den Sanct Johannistag, das heißt gegen den 24. Juni 1346.

Hierauf brach Eduard ohne Bedeckung, mit seinen Erinnerungen und mit seinen Befürchtungen allein, nach dem Schlosse Warck auf.

Er war bereits nicht mehr jener junge und feurige König, wie wir ihn im Anfange dieser Geschichte gesehen

haben. Jeder, der ihm begegnet wäre, hätte in ihm nicht den eleganten Ritter der Turniere erkannt.

Die Politik und der Krieg hatten seine Stirn gebleicht und seinen Augen eine Art von tiefsinniger Starrheit verliehen. Dann fürchtete Eduard, der nicht wußte, welchen Eindrücken er entgegenging, besonders in diesem Augenblicke unwillkürlich ein hinter den Horizonten, die er noch überschreiten mußte, verborgenes Unglück.

Nicht ein Tag war seit demjenigen verflossen, wo er den Schlaf Alixens benutzt hatte, ohne daß er an diese Frau dachte, und seine Liebe hatte sich durch den Besitz noch gesteigert.

Aber es war keine überraschte Liebe mehr, deren er bedurfte, es war kein Schlaftrunk mehr, der nur eine leblose Statue in seine Arme geworfen hatte, wie er für die Zukunft Alix besitzen wollte, er wollte sie durch die Wirklichkeit ihrer Leidenschaft, durch die Aufrichtigkeit ihrer Worte, und es gab Augenblicke, in denen Eduard sein Königreich England und dieses schöne Königreich Frankreich, nach dem er strebte, hingegeben hätte, um von der Gräfin geliebt zu sein, wäre es auch nur für einen Tag, und daß die Leidenschaft für einen Augenblick diesen schönen Körper belebte, dessen Reichthümer ihm der Schlaf entschleiert hatte.

Eduard hatte ehedem geglaubt, daß diese plötzlichen Wünsche, welche aus seinem Herzen zu seinem Kopfe aufstiegen, wenn das Kleid der Gräfin seine Hand berührte, in dem Besitze der Frau erlöschen würden, und er hatte sich des Mittels bedient, welches wir gesehen haben. Aber

Gott hat die Liebe, diese göttliche Flamme, nicht in das Herz des Menschen gelegt, damit sie bei dem ersten Hauche des Stoffes erlöschen könnte, und, wir wiederholen es, seitdem er die Gräfin besessen hatte, dachte Eduard nur noch daran, sie nochmals zu besitzen. Nur hatte er begriffen, daß er sie ganz, mit ihren Geständnissen und mit ihren Ergießungen besitzen müßte, sonst würde er sich vielleicht an diesem inneren Feuer verzehren, das sich bei der ersten Nahrung, die es empfangen, vermehrt hatte.

XVI.

Jetzt ging er, allein mit seinen Gedanken, fern von diesem Hofe, an welchem er sein Herz unerforschlich zu machen suchte.

Das Feld war unermeßlich; die reine Luft liebkosete sein Gesicht, er vergaß, daß er König wäre, um zu vergessen, daß er nicht geliebt war.

Zuweilen schien es ihm, als ob er dort erwartet wäre, wohin er ging, daß er einfacher Ritter ohne anderes Glück wäre, als die Liebe seiner Geliebten, und daß während der Abwesenheit eines eifersüchtigen Gatten eine weiße Hand das Gitter eines Thurmes öffnen würde, der für die Burgfrau ein Gefängniß, für den Geliebten ein Paradies war.

Er setzte seinen Weg und seinen Traum fort.

Alixens anmuthiges Gesicht erschien ihn mit jenem

Schrecken erfüllt, welche für den geliebten Mann vertraute Mittheilungen sind, und eine Nacht, die fähig war, mit ihren Strahlen das ganze Leben eines Mannes zu erhellen, stieg voller Geheimnisse und Entzücken in dem Geiste des Königs auf.

Zuweilen erinnerte sich Eduard ferner, wer er wäre, und wen er aufsuchte. Die unbestimmte Hoffnung seiner Verzeihung bemächtigte sich dann seiner.

—Die Frau ist ein unbestimmtes Räthsel, sagte er sich, sie wendet eben so viel Kraft darauf an, ihre Liebe zu verbergen, bevor sie sich hingegeben hat, als sie leicht die Geheimnisse ihrer Seele gesteht, sobald sich der Körper einmal hingegeben hat. Vielleicht liebte mich Alix, vielleicht wagte sie nicht, es sich selbst zu sagen, vielleicht verbarg sie mir es mit Schrecken; aber jetzt, wo sie freilich gegen ihren Willen mir angehört hat, beschäftigt mein Andenken vielleicht ihren Geist, und vielleicht werde ich bei meiner Ankunft das Geständniß einer getheilten Liebe finden.

Und die Luft, welche Eduard einathmete, schien ihm mit neuen Düften und mit unbekannten Wohlgerüchen erfüllt.

Aber es gab auch Augenblicke, in denen eine geheime Furcht sich seines Herzens bemächtigte. Wenn die Seele des Weibes auch ein seltsames Räthsel ist, so gibt es doch Frauen, die nicht von selbst von der Bahn abweichen, die ihr Engel ihnen bei ihrem Eintritte in das Leben gezeigt hatte, und die an dem Tage sterben, wo eine unüberwindliche Gewalt sie von ihrem Wege abbringt, und trotz

seinen Träumen war Eduard gezwungen, sich von Zeit zu Zeit zu erinnern, daß Alix eine jener Frauen war.

Die Befürchtungen des Königs, die er mit seinen Hoffnungen verscheuchte, stellten sich ihm so regelmäßig wieder vor, daß er darüber erbebte.

Dann nahm in den Augen des einsamen Wanderers Alles ein neues Ansehen an.

Das Land, wie sein Herz, waren nur noch eine unermeßliche Einöde; das Schloß, wohin er ging, nur noch eine Ruine, der Name, den er murmelte, nur noch der Name einer Todten.

Der Traum wich der Furcht, die Furcht verwandelte sich in Gewissensbisse, und indem er den Horizont mit dem Blicke erforschte, schien Eduard ihn zu befragen, ob er weiter gehen oder wieder umkehren sollte, und ob es nicht besser wäre, noch ferner zu zweifeln, als der Wirklichkeit Trotz zu bieten.

Er ging indessen immer weiter.

Als er bei dem Schlosse ankam, war die Sonne seit zwei Stunden aufgegangen, und das in Licht gebadete Schloß war weit davon entfernt, jenen traurigen Anblick zu haben, den Eduard zuweilen an ihm zu finden glaubte.

Die Sonne erleuchtete glühend die Fensterscheiben, und die mit einem ihrer schönsten Sommertage geschmückte Natur glänzte in der Umgegend.

Unwillkürlich faßte der König eine große Freude über das, was er sah.

Das Herz ist so furchtsam, daß es fast immer äußerer Ahnungen bedarf, und die Seele, welche sich zuweilen

von der äußeren Heiterkeit erleuchtet, nimmt schwer die Möglichkeit eines Kummers in dem Schooße einer jungen, warmen und duftigen Natur an.

Eduard kam an das Thor des Schlosses, das ihm wie immer geöffnet wurde. Er verlangte bebend die Gräfin zu sehen, und der Diener entfernte sich, nachdem er den König in eines der Zimmer hatte hinaufgehen lassen, welche an das Alixens gränzten.

Einige Augenblicke nachher erschien der Diener wieder, indem er sagte:

— Gnädiger Herr, die Gräfin wird sich in einigen Augenblicken hierher begeben.

Der König setzte sich.

Nichts war im Innern mehr, wie außerhalb geändert.

Es waren vielleicht zehn Minuten verflossen, seitdem der König wartete, als Alix erschien.

Sie war weit schöner, als sie es jemals gewesen war, nur war sie bleich wie Marmor.

Sie war nicht schwarz gekleidet, und trug im Gegentheile ein glänzendes Kostüm.

Eduard wich zwei Schritte zurück, als er sie sich nähern sah, denn sie hatte weit eher das Ansehen einer Erscheinung als einer Wirklichkeit.

— Ihr, auf diesem Schlosse, Sire? sagte die Gräfin mit einem Lächeln, an das ihre Lippen nicht mehr gewöhnt schienen, wißt Ihr, daß das eine große Ehre für mich ist, die zu haben ich wenig erwartete?

— Gnädige Frau, antwortete der König, ich stehe im Begriffe, zu einer jener Unternehmungen aufzubrechen, von

der ein König vielleicht nicht zurückkehrt, und bevor ich aufbreche, wollte ich Euch ein letztes Mal sehen.

— Ein letztes Mal, Ihr habt Recht, so zu sprechen, gnädiger Herr, sagte Alix, indem sie die Augen gen Himmel erhob, denn wer weiß in dem Augenblicke, wo man sich verläßt, ob man sich jemals wiedersehen wird.

Und indem sie die Hand auf ihre Stirn legte, wie als ob sie einen Schmerz empfunden hätte, sank die Gräfin eher auf einen Sessel zur Seite des Königs, als sie sich darauf setzte.

— Warum, sagte dieser, sprecht Ihr mir in diesem bitteren Tone? Gott wird Euch noch lange Jahre erhalten, gnädige Frau, Ihr seid jung, Ihr seid schön und Euer Leben ist nicht von den Klippen umgeben, welche das eines Königs umringen.

— Ihr glaubt, gnädiger Herr?

— Besonders wenn man, wie Ihr, Alix, von einem jungen, edlen und mächtigen Manne geliebt wird.

— Der Graf von Salisbury wird niemals hierher zurückkehren, gnädiger Herr.

— Ich spreche Euch nicht von dem Grafen, Alix, Ihr wißt es wohl.

— Und von wem sprecht Ihr denn, Sire?

— Von einem Manne, der Euch liebt.

— In dem Grade, um Gewissensbissen Trotz zu bieten, nicht wahr, gnädiger Herr, das ist es, was Ihr sagen wollt?

— Hört, Alix, sagte der König, indem er eine ihrer wie Eis kalten Hände ergriff, die Alix ihm überließ,

wie als ob ihre Gedanken anderswo gewesen wären, hört, ich war fern von Euch, und ich lebte nur noch durch den Körper; mein Leben war hier geblieben. O! was der Ruhm eines Königs traurig und leer ist, gnädige Frau, wenn er, um ihn zu theilen, nicht das Herz hat, das er gewählt und das er liebt. Dann ist er weit schwerer, als die schwerste Last, denn er ist nutzlos. Ja, ich habe für Euch allen Gewissensbissen Trotz geboten, Alix, aber einem Gewissensbisse, der sich in eine Ewigkeit des Glückes verwandeln kann, wenn Ihr ein Wort sagt. Hätte Euch Gott so schön an meiner Seite gemacht, und hätte er diese unerschöpfliche Liebe in mein Herz ausgeschüttet, wenn er uns nicht hätte vereinigen wollen? Was habe ich Gott gethan, daß er mir diese Wonne verweigert, ohne welche mein Leben nur noch eine fruchtlose Sache ist? Was habt Ihr, Alix, Ihr erbleicht?

—Ich höre Euch an, gnädiger Herr. Es kömmt ein Moment, in welchem man Alles hören kann.

—Sagt mir, Alix, daß Ihr mir das verzeihet, dessen Ihr mich so eben anklagtet.

—Es kömmt eine Stunde, Sire, in welcher man Alles verzeiht.

—Was wollt Ihr damit sagen! rief der König, erschreckt über die Blässe der Gräfin und über den Ton, mit welchem sie diese letzten Worte gesagt hatte.

—Ich will damit sagen, gnädiger Herr, daß Gott in der That die Gewalt hatte, mich glücklich zu machen, und daß er es nicht gethan hat, das ist Alles.

— Alix, es gibt keinen noch so großen Schmerz, der sich nicht eines Tages vergißt.

— Gnädiger Herr, die Seele, welche unendliche Liebe begreift, läßt nur ewige Schmerzen zu.

— Indessen, Alix, Eure Trauer hat aufgehört.

— Wer sagt Euch das?

— Diese Kleider, welche Euch bedecken.

— O! Sire, wie wenig Eure Seele sich auf Schmerzen versteht, da Ihr Euch auf die Trauer der Kleider verlaßt, ohne nur die Bläße des Gesichtes zu betrachten, und ohne die Wunden des Herzens zu suchen.

— Warum dann diese Kleider?

— Weil, Sire, ich den huldreichen König, der mich zu besuchen geruht, nicht durch eine zu auffallende Trauer betrüben wollte, und weil ich nicht zu tiefe Gewissensbisse in dem Herzen desjenigen zurücklassen wollte, der mein Leben um einer Laune willen gebrochen hat.

— Alix!

— Sobald Ihr Euch entfernt, gnädiger Herr, werde ich meine Trauerkleider wieder anlegen, und zwar für die Ewigkeit, ich schwöre es Euch.

— Und wenn der Graf zurückkehrt? fragte der König.

— Er wird nicht zurückkehren.

Und die Gräfin stand auf, näherte sich halb wankend einem Tische, und indem sie eine goldene Schaale mit Wasser füllte, trank sie dieselbe begierig aus.

— Ihr leidet, gnädige Frau, sagte Eduard, indem

er gleichfalls aufstand und fast entsetzt über Alixens Aufregung war.

—Nein, gnädiger Herr, äußerte sie, indem sie sich wieder setzte, ich bin bereit, Euch ferner anzuhören.

Nun warf sich der König Alixen zu Füßen, und indem er ihre Hände in die seinigen schloß, fuhr er fort:

—Ihr werdet mir wegen dessen verzeihen, Alix, was ich gelitten habe; glaubt mir, es gibt für Euch noch Glück auf dieser Welt, und ich will, daß Ihr mir dieses Glück verdankt. Ihr werdet dieses traurige Schloß voll bitterer Erinnerungen und schrecklicher Gespenster verlassen, Ihr werdet weit schöner, weit beneideter, als jemals, wieder an den Hof zurückkehren. Wenn Ihr wüßtet, Alix, sagte der König mit leiser Stimme, mit welchen Träumen meine Nächte seit dem letzten Besuche bevölkert sind, den ich auf diesem Schlosse abgestattet habe. Nichts kann verhindern, daß Ihr mir nicht angehört, und da ich fast ein Verbrechen begangen habe, um Euch zu besitzen, so müßt Ihr sehen können, bis wie weit meine Liebe zu gehen vermag. Alix, seid nochmals mein, und Alles, was ein König geben kann, Alles, was die Seele auf dieser Welt wünscht, Ihr sollt es haben. Eure Macht wird ohne Grenzen sein, wie meine Liebe, Euer Glück ohne Nebenbuhler, wie Eure Schönheit; oder auch, wenn Ihr es vorzieht, Alix, so werde ich Alles verlassen, vergangenes Streben, Ehrgeiz, Zukunft; wollt Ihr, daß der König von England

nur noch Eduard sei, und daß Eduard sich mit Euch in irgend ein einsames Schloß, in irgend eine öde Gegend zurückzieht, in welcher nur wir und Gott sein werden, Alix, ich bin bereit Alles zu thun, was Ihr wollt, befehlt!

— Es ist gut, Sire, antwortete Alix mit einem Lächeln voll himmlischer Nachsicht, denn Ihr liebt mich vielleicht, und wenn Ihr gewußt hättet, daß Eure Liebe mich tödten sollte, so hättet Ihr das vielleicht nicht gethan, was Ihr gethan habt.

Ihr bietet mir Güter an, fuhr Alix mit geschwächter Stimme fort, über welche eine andere glücklich und stolz sein würde, aber die sehr gering neben den ewigen Gütern sind, aus denen ich von nun an mein ganzes Streben mache; statt dessen versprecht mir das zu thun, was ich Euch sagen will.

— Sprecht, Alix.

— Vielleicht werdet Ihr eines Tages den Grafen von Salisbury wiedersehen, gnädiger Herr, versprecht mir dann, ihm zu sagen, daß ich gestorben bin, weil er mir ein Vergehen nicht verziehen hatte, dessen Ihr allein schuldig waret. Ihr werdet ihm sagen, gnädiger Herr, daß Ihr mich habt sterben sehen, und daß ich gestorben bin, indem ich ihn segnete, und zu Gott für ihn betete.

Alix schloß erschöpft die Augen unter dem Schmerze.

— Was bedeutet das Alles? murmelte der König, Ihr, sterben, Ihr, Alix, Ihr, die ich liebe, Ihr seid im Fieber, im Namen des Himmels, Alix, sprecht.

Die Gräfin machte eine Bewegung, und indem sie die Hand des Königs ergriff, sagte sie zu ihm:

—Gnädiger Herr, gebt mir Euren Arm, um an dieses Fenster zu gehen; ich will ein letztes Mal das Lächeln Gottes auf Erden sehen.

Der König gehorchte unwillkürlich, und kalt, den Körper von plötzlichem Erbeben geschüttelt, stützte sich Alix auf eines der Fenster, von wo aus sich das Auge über einen Horizont ohne Grenzen, voller Blumen und warmem Athem erstreckte.

—Wer hätte mir an dem Tage gesagt, Sire, wo ich zu Gunsten dessen, den ich liebte, ein Gelübde ablegte, daß ich kurze Zeit nach Erfüllung dieses Gelübdes von meinem Gatten verlassen und von dem Arme dessen unterstützt sterben würde, der mich sterben ließ.

—Alix, Ihr entsetzt mich durch diese Worte des Todes. Sagt mir, daß Ihr mich martern wollt, aber sagt mir nicht mehr, daß Ihr sterben werdet.

—In einer Stunde werde ich todt sein, Sire.

—Ihr?

—Ja.

—Hilfe! rief der König aus.

—O! es ist vergebens, verlaßt mich nicht, Sire; ich würde gestorben sein, bevor Ihr zurückkehrtet, und ich habe Euch noch Einiges zu sagen.

Der König sank auf die Knie.

—Mein Gott! mein Gott, sagte er, rette sie und vergib mir!

— Als Ihr gekommen seid, fuhr Alix fort, indem sie den König wieder aufhob, habe ich meine Trauerkleider abgelegt, und diese Festgewänder angethan. Ich hatte Euch kommen sehen, denn seit gar vielen Tagen erforsche ich die Straße, welche nach diesem Schlosse führt. Nun, da noch menschliche Gefühle mich beherrschten, habe ich Eurem Leben ewige Gewissensbisse über meinen Tod geben wollen. Ich habe mich vergiftet, Sire, und ich habe mir gesagt: ich werde sterben, indem ich ihn verfluche, und er wird das leiden, was ich gelitten habe.

— Bei dem lebendigen Gotte, Alix, sagte Eduard, laßt mich Euch retten, und ich schwöre Euch, daß ich niemals Euren Namen aussprechen, daß ich mich in ein Kloster einschließen werde, wenn es sein muß, aber sterbt nicht, sterbt nicht.

Und der König bedeckte außer sich die erstarrten Hände der Gräfin mit Thränen.

— Es ist vergebens, wiederholte Alix, es muß sein; und außerdem ist es nicht mehr Zeit. Dann werde ich Euch nicht verfluchen, Sire, denn ich habe Euch bereits gesagt, daß ich Euch verzeihe. Der Tod hat nur für die ein schreckliches Ansehen, welche jenseits des Lebens irgend Etwas fürchten, aber ich fürchte Nichts. Ich sterbe, um mich von dem Vergehen eines Andern zu reinigen, und mein Leben wird von der Erde in die Ewigkeit ohne Kampf übergehen, und wie der Tag sich in der Dämmerung in die Nacht auflöst. Seht, Al-

les lächelt um uns herum, und ich schwöre Euch, daß ich niemals so ruhig gewesen bin, als ich es in diesem Augenblicke bin.

Fürchtet daher Nichts, Sire, mein Haß ist beendigt. Meine Seele, die wieder zu Gott gehen wird, ist bereits dermaßen von den irdischen Banden befreit, daß ich in Euch nicht mehr den Mann sehe, der mich sterben läßt, sondern den Freund, der mich in dem Augenblicke unterstützt, wo ich sterbe. Ich bedaure Euch, Sire, denn wenn ich gestorben bin, werdet Ihr leiden und Euch für lange Zeit Gewissensbisse auferlegen, von denen ich Euch freisprechen mögte. Ihr liebtet mich, gnädiger Herr, nur verblendete Euch Eure Liebe und hat Euch vergessen lassen, daß es Liebe gibt, welche diejenigen tödtet, auf die sie fällt, wie eine zu glühende Sonne unsere Blumen des Nordens tödten würde. Ihr habt in einem Augenblicke zwei Dasein gebrochen, die so glücklich waren, daß man sagen könnte, Gott bereue sie geschaffen zu haben, und daß es in seinen Augen ungerecht wäre, zwei Geschöpfen so viel Glück zu verleihen, während so viel andere litten, Ihr habt Euch geirrt, Sire, das ist Alles. Und doch hätte ich Euch lieben müssen. Ihr seid jung, edel und mächtig, und es hätte sich ereignen können, daß sich Euer Bild mir vor dem des Grafen vorstellte. Warum hat es Gott nicht zugegeben? ohne Zweifel, um mein Leben durch das Märthyrerthum zu vervollständigen, und weil er Euch zu weit erhabeneren Bestimmungen berief.

Alix sprach mit zugleich so sanfter und so bewegter Stimme, daß Eduard, den Kopf zurückgeworfen und die Hand vor seinen Augen, heiße Thränen vergoß.

—Seid stark, gnädiger Herr, begann Alix nach einer Pause wieder. Seht, an welchem schönen Tage Gott mich wieder zu sich ruft. Ich werde nicht einmal den Schmerz haben, diese schöne Sonne hinter dem Hügel erlöschen zu sehen; meine Augen werden geschlossen sein, bevor sie untergeht, und ich werde das Vaterland ohne Schatten und ohne Nächte bewohnen.

Demnach also, gnädiger Herr, werdet Ihr zu neuen Eroberungen aufbrechen, Ihr werdet ohne Zweifel ein Reich dem Eurigen hinzufügen und einige Tausend Menschen tödten lass'n. Die Geschichte bewahrt Euch einen erhabenen Platz in ihren Blättern, gnädiger Herr, und vielleicht wird mein Name, durch den Abglanz der Liebe erleuchtet, welche Ihr für mich gehabt habt, auf die Nachwelt übergehen, und dann wird man sich verwundern, daß diese geringe Frau gestorben ist, und der Liebe dieses großen Eroberers widerstanden hat. Es ist eine seltsame Sache um das Leben, wenn man es von dem Punkte aus betrachtet, von wo aus ich es jetzt sehe.

Sagt mir, Sire, fragte Alix mit einem Blicke voller Sanftmuth, Ihr liebtet mich wirklich?

—Ihr fragt es? antwortete Eduard mit Schluchzen.

—Und Ihr hättet Alles das gethan, was Ihr so eben versprachet?

—Alles, ich schwöre es Euch.

—Welcher Triumph für mich in der Zukunft, sagte die Gräfin, und wie kömmt es, daß ich Euch nicht geliebt habe!

XVII.

—Ich sollte einen Priester rufen lassen, da der Tod herannaht, begann die Gräfin wieder, aber ich ziehe es vor, daß Ihr allein meine Beichte hört, gnädiger Herr. Ein Priester würde mit nicht mehr zu sagen haben, als mir Gott in diesem Augenblicke sagt, und ich würde ihm Nichts zu sagen haben, als das, was Ihr hören könnt. Hat Gott nöthig, um an unsere Reue zu glauben, daß wir diese Reue in die Hände eines seiner Diener niederlegen, in denen die Beichte nur eine vorbereitende Demüthigung ist?

—Wenn Ihr wüßtet, Alix, erwiderte der König, wie wehe mir Eure Ruhe thut. Ich würde Euren Zorn und Euren Fluch vorziehen. Wenn ich bedenke, daß es meine verhängnißvolle Liebe ist, die Euer glückliches Dasein unterbricht, so frage ich mich, ob ich mir nicht den

Kopf gegen eine Mauer zerschmettern und mir zum Mindesten die Freude gewähren müßte, Euch nicht sterben zu sehen, indem ich vor Euch stürbe.

—Nein, Sire, lebt, Euer Tod wäre ein Verbrechen, denn zu viele Dasein und Interessen hängen von Eurem Leben ab, als daß Ihr es so zerstören dürftet; ich hänge an Nichts mehr auf der Erde. Ob ich lebe oder ob ich sterbe, Niemand wird darunter leiden, deshalb sind meine letzten Augenblicke so ruhig.

Die Stunde der Wiedererstattung ist gekommen, gnädiger Herr, und ich muß Euch Etwas zurückerstatten, das ich von Euch erhalten habe, und das Ihr gleichfalls als ein Andenken an mich behalten werdet.

Alix näherte sich einem Tische, auf welchem sich ein reichgearbeitetes goldenes Kästchen befand, das sie öffnete, und aus dem sie verschiedene Kleinodien nahm.

—Kleinodien, Schmuck, eitle Zierden dieser Welt, wie sehr ich Euch in diesem Augenblicke verachte, Euch, die ich so sehr liebte, als Ihr mich schön für denjenigen machtet, den ich liebte.

Und Alix warf die Perlen und die Diamanten ihres Schmuckkästchens auf den Tisch, und fuhr fort, in dem Kästchen einen Gegenstand zu suchen, den sie endlich fand, denn indem sie dem Könige einen Smaragdring zeigte, sagte sie zu ihm:

—Erinnert Ihr Euch dieses Ringes, Sire?

—Ja, antwortete der König, der tiefsinnig geworden war.

—Und desjenigen, dem Ihr ihn übergeben habt?

Der König machte ein bejahendes Zeichen mit dem Kopfe, denn die Gemüthsbewegung, welche diese Erinnerung in ihm hervorrief, verhinderte ihn zu sprechen.

— Armer Wilhelm, flüsterte die Gräfin, er liebte mich auch, und jetzt schläft er im Grabe. Sein letztes Wort ist ein Rath gewesen. Er hatte geahnet, daß Eure Liebe mir Unglück bringen würde, Sire, und er rieth mir, Euch zu fürchten. Niemals faßte ein Mann eine reinere Liebe, als die seinige, niemals hat ein Mann wie er bei dem Gedanken gelitten, daß er sterbend der eine Stütze entzöge, die er bis dahin beschützt hatte. Es ging so weit, daß ich mich über mein Glück schämte, wenn er bei mir war. Drei Männer haben mich geliebt, gnädiger Herr, Wilhelm, der Graf und Ihr; zweien von diesen Männern habe ich bereits Unglück gebracht, Wilhelm ist gestorben, wer weiß was aus dem Grafen geworden ist? Nehmt diesen Ring zurück, Sire, und Gott gebe, daß er Euch als Talisman diene.

Und jetzt, murmelte Alix, die immer schwächer wurde, will ich mich in mein Betzimmer zurückziehen, um mich ein Wenig mit Gott über die Vergangenheit zu unterhalten, hierauf werde ich auf meinem Bette erwarten, daß der Tod kömmt. Dann, Sire, wenn der Anblick einer Sterbenden Euch keine zu große Furcht macht, könnt Ihr eintreten, um mich ein letztes Mal zu sehen.

Bei diesen Worten machte die Gräfin wankend die Thüre des Betzimmers auf, die sie wieder hinter sich verschloß.

Als der König allein war, sank er auf die Knie und betete lange zu Gott.

Er war kaum wieder aufgestanden, als eine der Damen der Gräfin eintrat und zu ihm sagte, daß ihre Gebieterin ihn in ihrem Zimmer erwarte.

Weiß gekleidet, lag Alix auf einem Bette ausgestreckt, von wo aus sie durch das offene Fenster die andere Seite der Landschaft sich entfalten sehen konnte, welche sie einige Augenblicke zuvor mit dem Könige betrachtet hatte.

—Lebt wohl, Sire, sagte sie, der Tod kömmt und ich leide sehr.

In der That, das Gesicht der Gräfin zog sich unter den ersten Krämpfen des Todeskampfes zusammen.

Der König fand weder Thränen noch Worte mehr.

Er sank auf den Stufen des Bettes auf die Knie und heftete seine Lippen auf die Hand, welche die Gräfin von ihrem Lager herabsinken ließ.

—Wer hätte mir gesagt, murmelte sie, daß ich so jung und fern von demjenigen sterben würde, den ich liebte.

—Ach! flucht mir nicht, gnädige Frau, sagte der König, denn was Ihr auch leiden möget, ich leide noch mehr, als Ihr.

Alixens Athem wurde weit hastiger, das sich sträubende Leben machte eine gewaltige Anstrengung, worauf die Gräfin mit starren Augen, leichenblassem Gesichte, in einer Regungslosigkeit blieb, die man für den Tod gehal-

ten hätte, wenn man nicht einen keuchenden Athem ihre erbleichten Lippen hätte öffnen sehen.

Die Stunde, welche nun verfloß, war eine schmerzliche Stunde.

Alix litt nur noch durch den Körper, und ihre noch auf ihrem Munde schwebende Seele schien mit jedem Augenblicke bereit, gen Himmel aufzuziehen.

Unter dem Schmerze und den Erinnerungen gebeugt, war der König noch weit finsterer und weit untröstlicher, als der arme Sünder, vor dem man die Marterwerkzeuge zubereitet.

Endlich sprach Alix ein letztes Mal den Namen ihres Gatten aus, drückte die Hand des Königs wie als eine letzte Verzeihung, und verschied.

Nun, statt sich durch den Tod zusammenzuziehen, verlor ihr Gesicht im Gegentheile die letzten Krämpfe des Todeskampfes, ihr Mund war halbgeöffnet, wie eine Vase, die ihren letzten Wohlgeruch ausgehaucht hat, und die Blässe ihrer Wangen, verbunden mit dem weißen Kostüme, verlieh ihr den Anblick einer Braut, die gestorben war, indem sie zu ihrer Hochzeit ging.

Gott hatte ohne Zweifel ihr Gebet erhört, denn eine vollkommene Heiterkeit war über ihr Gesicht verbreitet. Alix blieb dermaßen schön, daß man hätte sagen können, daß ihre Seele nur als Botin zu Gott gegangen wäre, und daß der Körper sie erwarte, bereit, sie nach der Erfüllung irgend einer geheimnißvollen Sen=

dung von Neuem zu empfangen. Kurz sie war dermaßen schön, daß Eduard es nicht müde werden konnte, sie zu betrachten, und daß er nicht zu glauben vermogte, daß dieser Mund, den er so oft hatte lächeln sehen, sich nicht wieder zu einem ewigen Lächeln öffnen würde.

Die Sonne drang in vollen Strahlen in das Zimmer, indem sie das weiße und jungfräuliche Bett der Verstorbenen erleuchtete. Vögel sangen außerhalb, wie als ob Alixens Seele, indem sie davongezogen war, das entschlafene Concert ihrer Stimmen geweckt hätte.

Nun verließ der König dieses Zimmer, ging in den Garten hinab, und pflückte mit vollen Händen Blumen. Dann ging er wieder hinauf.

Als er in Alixens Zimmer trat, glaubte er fast, daß sie ihn anreden würde. Aber Nichts war geändert, und die Blätter der Bäume fuhren fort, ihren flüchtigen Schatten auf dem ruhigen Gesichte der schönen Verschiedenen spielen zu lassen.

Der König knieete von Neuem nieder, und indem er die Blumen, die er gepflückt hatte, auf das Bett warf, sagte er:

— Engel, empfange diese Lilien und diese Rosen, die minder rein und minder unbefleckt als Deine Seele sind; Seele, in die ich meine Liebe hätte einschließen und in der ich mein Herz hätte schirmen mögen, nimm die fromme Gabe meiner ewigen Verzweiflung an.

Indem er sich hierauf über Alixens Bett neigte, drückte Eduard einen letzten Kuß auf ihre Stirn, und indem er sich einer Schelle näherte, schellte er heftig.

Ein Diener erschien.

— Die Gräfin von Salisbury ist gestorben, sagte er, und verließ das Zimmer, indem er die Leute des Schlosses in der Bestürzung ließ.

Der König wollte nicht wieder abreisen, ohne dem Leichenbegängnisse derjenigen beizuwohnen, welche er geliebt hatte. Er kehrte in das Zimmer zurück, das er so oft bewohnt hatte, als der Graf noch das Schloß bewohnte.

Die Sonne, welche Alix nicht mehr sehen sollte, verschwand hinter dem Horizonte, und da sie immer verlangt hatte, auf dem Hügel zu ruhen, der das Schloß überragte, bestellte einer ihrer alten Diener die Todtengräber.

Am Abend kamen drei Männer in das Schloß.

Der König hörte sie gehen, und indem er sein Zimmer verließ, kam er bis an die Thüre dessen, in welchem die Gräfin gestorben war.

Alix war in ihr Grabtuch gehüllt worden, und ihr Gesicht war durch die weißen Schleier verborgen, welche sie von dem Kopfe bis zu den Füßen bedeckten.

Einer der drei Männer trat allein ein, und gab den andern einen Wink, sich zu entfernen.

Nun schritt der, welcher in dem Zimmer der Tod-



ten geblieben war, und dessen Bewegungen Eduard alle belauschte, auf das Bett zu.

Als er dort angekommen war, hob er das Leichentuch auf, welches Alixen bedeckte, und indem er niederknieete, verrichtete er ein Gebet, wornach er einen Kuß auf ihre Stirn drückte.

— Schande und Fluch über den, der sie getödtet hat, murmelte dieser Mann, Friede und Vergebung Deiner Seele, arme Märthyrin.

Bei dieser Stimme erbebte der König.

Der Mann wandte der Thüre den Rücken, und dem zu Folge dem königlichen Zuschauer dieses Auftrittes.

Als der, welcher als Todtengräber in das Schloß gekommen war, die Leiche der Gräfin wieder bedeckt hatte, verließ er das Zimmer, und als er sein Gesicht gesehen hatte, flüsterte der immer noch versteckte Eduard:

— Der Graf.

Der Graf, nicht so, wie ihn der König gekannt hatte, sondern finster, mit gebleichten Haaren, hohlen Wangen, langem Barte und für Alle unkenntlich.

Der König legte die Hände vor seine Augen, wie ein Mann, der sich unter der Herrschaft eines Traumes glaubt, und als er von Neuem aufblickte, war das Gespenst verschwunden.

Nun traten die andern Todtengräber wieder in Alizens Zimmer.

Der König folgte ihnen dahin.

— Wo ist Euer Kamerad? sagte er zu ihnen.

— Er hat sich entfernt, antwortete der eine der beiden Männer.

— Und er wird nicht zurückkehren?

— Nein.

— Wer ist dieser Mann? Ist er ein Todtengräber, wie Ihr?

— Ich glaube nicht.

— Wie kommt es dann, daß er Euch begleitet?

— Seit einiger Zeit streift er in der Gegend herum, und als er heute erfahren hat, daß die Gräfin gestorben wäre, ist er zu mir gekommen und hat von mir verlangt, mir bei dem Begräbnisse zu helfen. Dafür hat er mir Goldstücke in die Hand gelegt, und ich habe nicht geglaubt, ihm das verweigern zu müssen, was er von mir verlangte.

— Es ist gut, äußerte der König, und wo ist er jetzt?

— Ich weiß es nicht.

Der König eilte an das Fenster, und bei dem Scheine des Mondes sah er einen Schatten, welcher das Schloß verließ, und der, nachdem er einige Augenblicke stehen geblieben war, um das Gebäude zu betrachten, in der Finsterniß der Nacht verschwand.

— Er ist es wirklich, sagte Eduard.

Und er kehrte ganz tiefsinnig in sein Zimmer zurück.

In dem Augenblicke, wo er die Thüre desselben überschritt, hörte er die ersten Hammerschläge dessen, der den Sarg der Gräfin zunagelte.

*

*　　　　*

Am folgenden Tage mit der Morgendämmerung begann das Leichenbegängniß.

Man erinnere sich an das von Ophelia im Hamlet, und man hat ein Bild von dem Begräbnisse Alixens.

Die Reste der frommen jungen Frau wurden in dem Schloßgarten nach der Seite begraben, welche nach der aufgehenden Sonne zu geht.

Als das Grab durch Gebete geweiht war, wurde es mit Blumen und mit Thränen bedeckt.

Der König wohnte dieser schmerzlichen Feierlichkeit bei, und als sie beendigt war, brach er wieder nach London auf.

Wir haben nicht nöthig, das zu schildern, was in seinem Innern vorging.

Da er das Bedürfniß hatte, seinen Schmerz zu zerstreuen, war daher bei seiner Ankunft in London sein erstes Wort:

—Laßt uns aufbrechen.

Ende des dritten Bandes.

Druck von C. Schumann in Schneeberg.

In gleichem Verlage sind erschienen:

Eugen Sue's Romane.

Deutsche Originalausgabe.

Der ewige Jude. 20 Bändchen, oder 10 Bände. Taschen-Ausgabe für 1 Thlr.
— — groß gedruckte Octav-Ausgabe 10 Bände 2 Thlr.

Martin der Findling, oder Memoiren eines Kammerdieners. 8 Bände. Taschenausgabe 2 Thlr.
— — 8 Bände groß gedruckte Octavausgabe 4 Thlr.

Die sieben Todsünden. I. Hoffart:
Die Herzogin. 5 Bde. Taschenausg. 1¼ Thlr.
— — 5 Bde. Octavausg. 2½ Thlr.

— — II. Neid:
Friedrich Bastien. 3 Bde. Taschenausg. ¾ Thlr.
— — 3 Bde. Octavausg. 1½ Thlr.

— — III. Zorn:
Der Höllenbrand. 2 Bde. Taschenausg. ½ Thlr.
— — 2 Bde. Octavausg. 1 Thlr.

— — IV. Unkeuschheit:
Magdalene. 2 Bde. Taschenausg. ½ Thlr.
— — 2 Bde. Octavausg. 1 Thlr.

Die noch übrigen 3 Abtheilungen der „Sieben Todsünden" enthalten: — V. Trägheit: Vetter Michel 1. Bd. — VI. Geiz: Die Millionairs. — VII. Fraß und Völlerei: Doctor Gasterini. Die Bändezahl der beiden letzten Abtheilungen läßt sich noch nicht bestimmen, da das Manuscript dazu noch nicht gänzlich vollendet ist.

In gleichem Verlage ist erschienen:

Frankreich und Europa

vor, während und nach dem 24. Februar.

Eine

monatliche, geschichtliche und politische Uebersicht aller Ereignisse

Tag vor Tag, Stunde vor Stunde.

Von

Alexander Dumas.

Aus dem Französischen übersetzt.

8 Bände. à ⅓ Thlr.